Germ.gen. 149
-3/4

Ug. 4400²
R

Geschichte der Deutschen für die Jugend.

Drittes Bändchen.

Nürnberg,
im Verlag bei Johann Gottfried Stiebner.
1783.

I.

Ueber die Quellen der Geschichte Deutschlands in den mittlern Zeiten.

Das Beyspiel der Westfranken, bei welchem unter der Regierung der karolingischen Familie Gelehrsamkeit und Wissenschaften ziemlich in Aufnahme kamen, wirkte auch auf die Deutschen, und ermunterte sie zu einer glücklichen Nachahmung. Besonders fiengen viele an, sich mit der Geschichte ihres Vaterlandes zu beschäftigen; ia man darf wol sagen, daß die Geschichte die Hauptbeschäftigung der deutschen Gelehrten dieser Zeiten war. Diese Gelehrte waren meistentheils Prälaten, Mönche und Priester, welche die Zeit, die ihnen bei ihren gottesdienstlichen Verrichtungen übrig blieb, zur Aufzeichnung der Begebenheiten ihres Vaterlandes anwendeten. Nach und nach wurden ihre Werke aus den Bibliotheken der Klöster und aus andern Büchersammlungen hervorgezogen, und in neuern Zeiten von berühmten Gelehrten, die sich um die vaterländische Geschichte Verdienste erwerben wollten, in ansehnlichen und sehr nützlichen Kollektionen zum Druck befördert. Alle Skribenten, die in diesen Sammlungen vorkommen, namentlich anzuführen und zu recensi-

ren, wäre Materie genug für ein eignes Werk, und folglich unserm Plan offenbar zuwider: indessen müßten wir doch sehen, wie die Quellen der vaterländischen Geschichte in diesen Zeiten überhaupt beschaffen waren und welchen allgemeinen Begrif sich derienige, der sich vielleicht einst damit beschäftigen will, davon zu machen hat.

Die Plane, nach welchen die Geschichtschreiber der mittlern Zeiten ihre Werke einrichteten, waren sehr verschieden. Sie waren zwar mehrentheils Chronisten oder Annalisten (Chronographi) das ist, solche Schriftsteller, die in ihren Geschichtbüchern die Ordnung der Jahre so genau befolgten, daß sie auch gemeiniglich das Monat und den Tag ieder wichtigen Begebenheit anzeigten. Aber in Rücksicht auf den Innhalt ihrer Chroniken, und auf die Ausdehnung oder Einchränkung desselben finden wir sehr viel Verschiedenheit. Einige waren allgemeine, oder Universalchronisten; diese fiengen ihre Jahrbücher von Erschaffung der Welt an, und bemerkten die wichtigsten Geschichten der alten Völker, vorzüglich der Juden, bis auf die Erbauung Roms. Nach dieser Epoche beschäftigten sie sich hauptsächlich mit der Geschichte der römischen Republik, und des römischen Reichs, bis auf den Verfall desselben, und auf die Errichtung der fränkischen Monarchie. Diese macht abermal Epoche, nach welcher sie von ausländischen Geschichten wenig

oder

oder nichts mehr erwähnen sondern allein vaterländische Begebenheiten erzählen, ausser daß einige die Geschichte der Päbste kürzlich mitnehmen, und die Succession derselben fleissig bemerken. Einige dieser allgemeinen Annalisten fangen ihre Chroniken auch erst von der Epoche der Geburt Christi an. Die Einrichtung dieser Jahrbücher veranlaßte zwar in neuern Zeiten die alberne Idee von den sogenannten **vier Hauptmonarchien**, welche das bekannte Bild, das der Prophet Daniel sah, durchaus bedeutet haben mußte: aber sie war auch die erste Grundlage einer allgemeinen **Einleitung in die Geschichtkunde und Chronologie**, einer sehr nützlichen und für ieden Beflissenen und Liebhaber des historischen Studiums unentbehrlichen Anstalt, welche nunmehr, durch den Fleiß und die Verbesserungen berühmter Gelehrten denienigen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, unter welchem sie in den Zeiten da man sie unter dem großsprechenden und gar nicht passenden Titel einer **Universalhistorie** ankündigte, noch tief erniedrigt stand.

Andre arbeiteten zwar in Ansehung des Vortrags und der chronologischen Ordnung auf die nämliche Weise, wählten sich aber einen eingeschränktern, nicht so vielumfassenden Plan, und bemerkten blos die Begebenheiten eines gewissen Zeitraums, oder eines einzelnen deutschen Volks, einer Provinz, eines Stifts oder Klosters, oder einer einzelnen Familie. Manche beschäftigten sich

auch allein mit der Kirchengeschichte. Diese Klasse von Skribenten, die nur einen Theil der vaterländischen Geschichte zum Gegenstande wählten, nennt man insgemein **Partikularchronisten**. (**Chronographos particulares**.) Noch andre wurden, nach dem Muster Eginharts, **Biographen** eines Kaisers oder Königs, oder einer andern merkwürdigen und in der Geschichte berühmten und wichtigen Person. In diesen Lebensbeschreibungen findet man die Ordnung der Jahre nicht immer so pünktlich, wie bei den Chronisten, und von manchen gar nicht beobachtet. Endlich beschrieben auch einige einen einzelnen Krieg oder Feldzug, dergleichen z. B. die Kreuzzüge und andre merkwürdige Unternehmungen waren. Noch ist anzumerken, daß unter den Geschichtschreibern dieser Zeiten auch solche waren, die ihren Schriften die Form eines **Gedichts** gaben, und in Versen die Thaten der Könige, und die Geschichte des Vaterlandes erzählten. Keine **Virgile** und **Lukane** sind sie freilich nicht; doch ließt man sie, so rauh und unharmonisch ihr Lied auch öfters klingt, als ächte Nachfolger der alten Barden, (denen sie bis auf den Umstand, daß iene in der Landessprache, sie aber im Mönchslatein sangen, völlig ähnlich sind nicht, ohne alles Vergnügen, und lieber als die andern, welche in Prosa schrieben.

Wenn wir den **Vortrag** dieser Skribenten betrachten, so müssen wir ihnen in Ansehung ihrer

Zeiten und Verhältnisse freilich vieles verzeihen, das man einem Geschichtschreiber sonst nicht verzeiht. Der wichtigste Vorwurf, den man den meisten unter ihnen mit Grunde machen kann, ist die Inegalität ihrer Erzählung, und die wenige Akkuratesse und Prüfung, der bei wichtigen Begebenheiten konkurrirenden Umstände, ein Fehler, der sich an vielen von ihnen äusert, und der dem ihre Werke studirenden Geschichtforscher sehr lästig ist. Denn dieser sieht sich dadurch gezwungen, die Erzählungen verschiedner solcher Verfasser mehr als einmal zu vergleichen, und die Verhältnisse, in welchem ieder derselben stand, genau zu prüfen, wenn es ihm um reine historische Warheit zu thun ist. Ja oft läuft auch eine solche scharfe Vergleichung fruchtlos ab, wenn sichs äusert, daß einer dem andern getreulich nachgeschrieben hat — eine Uebereinstimmung der Geschichtschreiber die hier nicht so zuverlässig entscheidend angenommen werden kann, als bey Schriftstellern von einer andern Klasse, weil der Grund davon oft Kopflosigkeit, und mönchisches Vorurtheil, wo nicht gar etwas noch ärgers ist. Sie hüpfen öfters über die größten Begebenheiten weg, wie der Hahn über die Kohlen: und sind hingegen bei geringfügigen Dingen und Kleinigkeiten bis zum Eckel umständlich. Vornämlich werden sie unausstehlich, wenn sie auf die Privatgeschichte der Klöster in welchen sie lebten, auf die Streitigkeiten derselben mit Bischöffen und

Fürsten, wegen ihrer Rechte und Einkünfte, und auf die eignen Angelegenheiten und Zänkereien der Mönche in diesen Klöstern gerathen. Oft unterhalten sie ihren Leser von Wunderzeichen am Himmel und auf der Erde, von Mirakeln, Mißgeburten, Träumen und Visionen, die entweder sie selbst, oder andre fanatische Mönche und Einsiedler gesehen haben sollen, und was des einfältigen Plunders mehr ist. Sie erzählen von sich selbst allerlei Anekdoten, die der Leser weder zu wissen verlangt noch braucht, und wodurch sie offenbar an den Tag legen, wie eingeschränkt ihr Verstand gewesen sei. Ich will hievon nur ein einziges Beispiel anführen. **Lambert von Aschaffenburg**, ein Mann, der unter die erste und vorzüglichste Klasse der Geschichtschreiber der mittlern Zeiten gehört; erzählt in seiner Chronik von sich, daß er ohne die Einwilligung seines Abts eine Wallfahrt in das heilige Land gemacht habe. Da er nun von dieser Reise glüklich zurük, und in seinem Kloster angekommen — der Mann ist bei Erzählung dieses wichtigen Umstands, dessen freilich in einem Geschichtbuch **von den Thaten der Deutschen** (de rebus gestis Germanorum, wie er seine Chronik betitelte,) Erwähnung gethan werden mußte, noch so pünktlich, daß er gar das Datum anzeigt, wenn er zurükgekommen — habe er sich nicht wenig gefreut, den Abt des Klosters noch am Leben anzutreffen. „Denn„ sagt er„ ich fürchtete, weil ich „ohne

„ohne seinen Segen abgereiset war, daß ich mich, „falls er also beleidigt, und mit mir unversöhnt „gestorben wäre, schwerlich an Gott versündigt „haben möchte." *) -- Kurz, die Annalisten dieser Zeiten waren würdige Vorgänger der Chronisten des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, die gemeiniglich die wichtigsten Thatsachen einseitig und verstümmelt erzählen, dagegen aber bei iedem Jahre auf das sorgfältigste anmerken, wie viel Gulden die Soldaten in den Winterquartieren verzehrten, in welchem Preis die Viktualien standen und wie viel Diebe gehangen worden seyen.

Die Sprache, die unsere Annalisten schreiben, ist die **lateinische**, aber freilich lange nicht mehr dieienige, die ein **Kornelius Nepos**, **Cäsar** und **Sallustius** schrieben. Die lateinische Konstruktion ist völlig verfehlt und vernachlässigt, so daß man gleich sieht, daß sie deutsch gedacht, und in lateinischen Worten geschrieben haben. Ueber dieses nahmen sie es auch mit den lateinischen Wörtern nicht so genau, daß sie sich lange auf einen ächt-

*) Ego, exacta peregrinatione Hierosolymitana, XV. Kal. Octobris ad monasterium profectus sum, et quod in omni illa profectione mea a Deo praecipue postulaueram, Meginherum abbatem superstitem inueni. *Timebam scilicet, quoniam sine benedictione eius profectus fuissem, si offensus atque iratus decessisset magni criminis reum me teneri apud Dominum.* LAMB. SCHAFNAB. ad. a. 1059.

lateinischen Ausdruck besonnen hätten. Sie brachten celtische, fränkische, deutsche und andre fremde Wörter in die lateinische Sprache, gaben ihnen eine Endung auf a, oder us, oder um, und dann durften sie schon mitlaufen. Selbst der angeführte Lambert von Aschaffenburg, der noch am feinsten unter allen schrieb, hat eine ziemliche Anzahl solcher Wörter. Es ist also vergeblich wenn man seiner Schreibart eine Lobrede halten will, und anführt, daß ihn vier grosse Philologen, **Melanchthon, Skaliger, Lipsius** und **Vossius** dafür gehalten hätten, denn das Urtheil dieser Gelehrten sagt im Grunde nichts mehr und nichts weniger als das bekannte Sprüchwort: Ein Einäugiger ist König unter den Blinden. *) Da die Menge dieser fremden Wörter, die sie unter das Latein brachten, sehr groß ist — wozu noch kommt, daß sie auch viele lateinische Worte aus zweien oder mehrern andern zusammensezten, die man bei keinem bewährten lateinischen Skribenten antrift, wozu sonderlich der Kurialstil, wie er damals üblich war, die Veranlassung gab; so muß man sich, den Stil dieser Schriftsteller zu verstehen und zu erklären, eigner Wörterbücher bedienen, die man insgemein **Glossarien** nennt. Denn die Wörterbücher der ächten, alten Latinität, aus welchen sich junge

*) Purus, *ut in tali aetate*, scriptor. STRVV. in praefat, ad Lamb. Schafnab. in collectione Pistoriana ab eo edita, p. 300.

junge Leute, welche diese Sprache studiren, bilden sollen, dürfen nicht mit diesem Plunder vermengt werden. *) Das beste dieser Glossarien hat **Karl du Fresne**, ein Franzose, noch im vorigen Jahrhundert zusammen getragen; es ist aber auch in unserm, wegen seiner Treflichkeit und Brauchbarkeit zu wiederholtenmalen aufgelegt worden, ob es gleich übrigens ein sehr weitläuftiges Werk ist. **)

Man darf also die deutschen Annalisten nicht nur der Sprache wegen nicht lesen, sondern derienige,

*) Ich muß meinen Lesern, die sich mit der Latinität beschäftigen, hier einen Wink geben, sich auf ihren Kirsch, und dergleichen Wörterbücher, wo die barbarischen Wörter unter die ächtrömischen gemengt sind, nicht zu sehr zu verlassen. Mit solchen Hülfsbüchern kan man schwerlich eine Sprache rein schreiben lernen. Denn wie leicht ist der vor ein barbarisches Wort zur Warnung hingepflanzte Asteriskus übersehn?

**) C. DV-FRESNE, Domini du Cange Glossarium med. atque infimae Latinitatis, Francof. 1710. III. Voll. f. Paris. 1735. IV. Voll. f. — Vor einigen Jahren ist ein Auszug aus diesem Werk in Oktav herausgekommen, welcher sehr wol zu gebrauchen ist. Das Manuale uocabulorum exoticorum, Wirceb. 1736. 8. ist auch wol zu gebrauchen, aber es hat den Fehler, daß auch die altlateinischen Wörter, die nicht mehr in Augusts Zeitalter bräuchlich waren (uoces priscae, obsoletae) unter die Barbarismen der Mönche gemengt sind.

nige, dessen Beruf es ist, zu Zeiten lateinisch zu schreiben, läuft Gefahr, daß seine eigne Schreibart angestekt und verderbt wird, wenn er neben bei viele Bekanntschaft mit ihnen hat, und ihre Werke studirt. Indessen darf man doch nicht glauben, daß die lateinische Sprache in diesen und den folgenden Zeiten in den burlesken Ton umgestimmt worden sei, den **Ulrich von Hutten**, oder wer sonst der Schöpfer der bekannten Epistolarum obscurorum uirorum ist, und nach ihm **Kloz**, in einigen satirischen Schriften angenommen haben. Vom Katheder mag man endlich in diesen finstern Zeiten so gesprochen haben, und das wird mir um desto glaublicher, weil ich auch in meinen Tagen von da herunter manchmal habe so sprechen hören — übrigens aber wollen wir dem lieben Mönchslatein doch Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und bezeugen, daß es nicht ganz so abscheulich unsinnig war, wie es die darauf gemachten Satiren darstellen.

Der Gelehrte, der sichs zum Geschäfte macht, Probleme in der Geschichte der mittlern Zeiten zu untersuchen, und folglich diese historischen Schriften studiren muß, hat also, wie man aus dem was bisher gesagt worden leicht sehen wird, mehr als eine Schwierigkeit zu überwinden, und kan mit Recht sagen, was einst **Virgil** gesagt haben soll, als er gefragt wurde, warum er die holperichten Gedichte des **Ennius** läse: **ich lese Gold aus dem Miste zusammen.** Man darf sich nur die

eben-

ebenbeschriebne Art ihres Vortrags vorstellen, so kan man sich bald denken, mit wie vieler Mühe das Zusammenlesen des Guten und Brauchbaren in diesen Schriften verknüpft sei. Ein Schriftsteller, der meine Aufmerksamkeit, die er einmal rege gemacht hat, nährt und unterhält, ist leicht zu studiren, aber bei einem Buche, dessen langweilige und fade Methode uns anekelt und gähnen macht, bei einem solchen Buche nicht einzuschlafen, nicht die Aufmerksamkeit zu verlieren und am Ende das Beste zu vergessen, das kostet in der That Ueberwindung, und erfordert eine eiserne Geduld. Ausserdem muß man noch besondre Rüksicht auf den Charakter und die persönlichen Verhältniße dieser Annalisten und Geschichtschreiber nehmen. Sie waren fast alle Mönche und Geistliche, und folglich für dengeistlichen Stand, für die Mönchsorden und für die Freiheiten derselben ganz eingenommen. Wie kan man nun von ihnen eine aufrichtige Erzählung der Geschichte eines Kaisers oder Königs, der ihnen verhaßt war, weil er ihre Freiheiten einschränkte, oder weil er ihre überflüssigen Einkünfte schmälerte? Wie kan man eine unpartheiische Schilderung seines Charakters von ihrer Feder hoffen? Sie waren gröstentheils Anhänger des Pabsts, und Vertheidiger der päbstlichen Gewalt; wie darf man vermuthen, daß sie einen Prinzen, der dieser Gewalt Schranken sezen wollte, und darüber von den Päbsten verfolgt und in den Bann

gethan

gethan wurde, Gerechtigkeit wiederfahren lassen würden. Das Beste in diesem Falle ist noch, daß sie ihren Erzählungen, wenn sie parteiisch und falsch sind, nicht den feinen Anstrich zu geben wußten, den man in neuern Zeiten erfand, sondern sich vielmehr so plump ausdrücken, daß man gleich weiß, woran man ist. Sie nahmen sich die Freiheit, den Kaisern und Königen ihrer Zeiten Beinamen zu geben, die das Wesentliche ihres Charakters bezeichnen sollten: schon aus diesen sieht man zum Theil, was die Geistlichkeit von iedem gehalten, und man kan in der Geschichtserzählung selbst den wahren Grund dieser Beinamen leicht finden.

Wenn wir übrigens auch nicht annehmen, daß alle aus Partheilichkeit und Bosheit manche Begebenheiten einseitig und falsch erzählt hätten; und das wollen wir auch nicht — so können doch viele aus Einfalt, und Mangel an Kenntniß der Sachen gefehlt haben. Sie lebten zum Theil als Mönche, ihn ihren Klöstern eingesperrt, und nach ihrer eignen Meinung und Behauptung, ausser der Welt: folglich waren sie selten oder nie bei den Begebenheiten, die in der Welt vorgiengen, gegenwärtig, und erfuhren alles blos vonHörensagen. So schrieben sie es denn auch ohne Umstände in ihre Chroniken, und bekümmerten sich nicht weiter um die eigentliche Beschaffenheit der Sache. Sie waren auch zum Theil gemeine Mönche, ihren Aebten und

Vorge-

Vorgesetzten unterworfen, und durften also nichts schreiben, was diesen nicht anstund. — Doch waren auch manche darunter selbst Aebte und Prälaten, manche verwalteten geistliche Aemter an Höfen, und wurden selbst in Staatsangelegenheiten gebraucht, bei Berathschlagungen zugelassen, und an andre Höfe als Gesandte verschikt. Was diese Klasse betrift, so muß man gestehen, daß sie fähig waren, Geschichtschreiber ihres Jahrhunderts zu werden.

Ein berühmter Geschichtkundiger sagt: Das Stillschweigen der gleichzeitigen Geschichtschreiber des mittlern Zeitalters, ist in Ansehung der Begebenheit, die es betrift, ein Beweis, daß dieselbige sich gar nicht zugetragen habe: doch muß man auch klärlich erweisen können, daß etwann keine Furcht sie genöthigt habe, etwas zu verschweigen. Auch dieses ist eine der Hauptregeln, die man bei Beurtheilung der Geschichtserzählungen dieser Zeiten, vor Augen haben muß. Denn man kan Beweise aufführen, daß man bei Begebenheiten, deren man sich nachher schämte, sich alle Mühe gab, sie zu vertuschen, und ihr Andenken aus der Geschichte zu vertilgen. Der Annalist Rhegino, der zu den Zeiten Ludwigs des IV. lebte, übergeht die treulose That des Erzbischofs Hatto, die wir im zweiten Bändchen dieser Geschichte erzählt haben, mit Stillschweigen, aber er sagt auch, daß er sich vielen Feindseligkeiten, und Verfolgungen aussezen

zen würde, wenn er alles hätte beschreiben wollen, was sich zu seiner Zeit zugetragen. Und Lambert von Aschaffenburg erzählt zwar den unter der Regierung Heinrichs des IV. entstandenen Tumult zu Goslar, dessen wir im folgenden Abschnitte kürzlich gedenken werden, ausführlich, und gesteht, daß sich der Abt von Fulda, der für den Urheber dieses Lärmens erklärt wurde, sehr theuer habe loskaufen müssen; „wie viel er aber dem „König habe geben müssen, wie viel den königli„chen Räthen, und wie viel dem Bischof (von „Hildesheim) das „sagt er„ haben wir nie gewiß „erfahren können. Denn es wurde verabredet, „daß man es nicht sollte unter die Leute kommen „lassen.„ *)

Aber bei allen den Fehlern, die man den Geschichtschreibern der mittlern Zeiten zur Last legen kan, muß man dennoch bekennen, daß sie nicht geringe Verdienste um die vaterländische Geschichte haben, und uns in derselben vieles Licht geben. Auch ihre oft umständlichen, weitschweifigen, und geringhaltig scheinenden Erzählungen sind nicht ohne allen Nuzen. Wir lernen aus ihnen den damaligen Charakter der Nation, ihre Sitten und Denkungsart, und die bei verschiedenen Veranlassungen

*) Quantum regi, quantum *auricularíis*, quantum episcopo datum sit, haud satis certo comperimus. *Cautum enim fuerat*, *ne passim uulgaretur*, LAMM. SCHAFNAB. ad a. 1063.

gen damals üblichen Sitten und Gebräuche kennen. Auch für ihren Fleiß in der chronologischen Ordnung, die sie so streng beobachteten, sind wir ihnen vielen Dank schuldig. Denn wir würden in der That mit der Chronologie unsrer vaterländischen Geschichte in diesen Zeiten übel zurecht kommen und manches nicht hinlänglich erörtern und berichtigen können, wenn sie nicht auf den glüklichen Einfall gekommen wären, den Zeitpunkt ieder von ihnen angeführten Begebenheit genau anzumerken, und wenn wir uns diesfalls blos an auswärtige Schriftsteller halten müßten.

Da die Epoche der deutschen, von vaterländischen Verfassern beschriebnen Geschichte sich mit der Regierung Karls des Grossen eigentlich anhebt — indem wir unter der Regierung der Merovingischen Familie noch nichts zur Erörterung der Geschichte anführen können, als die fränkischen Geseze, die Formeln des Markulf, und den Gregorius von Tours, welcher kein deutscher Geschichtschreiber genennt werden kan — und da wir wissen, daß die Westfranken die eigentlichen Deutschen durch ihr Beispiel ermunterten, so ist leicht zu erachten, daß auch diese fortfuhren sich mit der Beschreibung der Geschichte ihrer Zeiten zu beschäftigen. Ihre Schriften sind ebenfalls gröstentheils auf unsre Zeiten gekommen, und von berühmten Gehrten

gesammelt und zum Druk befördert worden. Unter den ältern Denkmälern dieser Zeiten befindet sich ein Buch von den Geschichten Karls des Grossen und Rolands, dessen Verfasser sich Turpin, oder Tilpin nennt und nach einiger Meinung Bischof zu Paris, nach andern sonst ein vornehmer Prälat am Hofe Karls des Grossen gewesen seyn soll; Wieder andre läugnen sogar die Existenz dieses Turpins, was nämlich seine Person betrift, und halten ihn für einen erdichteten Namen, welches endlich auch wohl seyn kan. Dem Buche selbst sieht man es deutlich an, daß sein Verfasser eher einen Roman als eine Geschichte habe schreiben wollen, und da man selbst über die Existenz des Bischof Turpins noch nicht einig ist, vielweniger dessen Autorschaft und die Authenticität des Werks mit gültigen Zeugnissen belegen kan so können die Zweifel der leztern wol Grund haben. Bei den Geschichtforschern hat auch diese Schrift kein Ansehen, und schon Pistorius ließ sie aus der zweiten vollständigen Ausgabe seiner Sammlung deutscher Geschichtschreiber weg. Es wäre also lächerlich, wenn iemand eine Behauptung, welche historische Beweise erforderte, mit Stellen aus diesem Buche belegen wollte. Aber noch lächerlicher ist es, daß Schminke, der Herausgeber des Eginharts dessen wir bereits gedacht haben, sich in seinem Kommentar über diesen Geschichtschreiber noch im J. 1711. fast auf allen Blättern

kern mit dem Turpin herum zankt, und diesen armen Teufel ganz erbärmlich aushunzt. Das heißt ia wohl sich mit dem Bischof um die Chorkappe zanken! Aber wozu ist ein Kritiker, dem die Gronove und Burmänner bildeten, nicht fähig, zumal wenns aufs Schimpfen ankommt?

Noch bündiger und sicherer, als die Chronisten und Geschichtschreiber, beweisen die alten Dokumente und Urkunden eine Thatsache, und bestätigen dieselbe; wiewol diese Art des historischen Beweises nicht iedermanns Werk ist, indem derienige, der sich desselben bedienen will, in der Diplomatik, das ist, in der Wissenschaft die alten Handschriften zu lesen, ihr Alter im erforderlichen Falle zu bestimmen, sie zu beurtheilen und nach den Regeln dieser Wissenschaft zu entscheiden, ob sie ächt oder unächt sind, sehr erfahren seyn muß. Diese Erfahrung erlangt man aber sehr langsam und schwer, indem alles das Theoretische, was bisher über diese Wissenschaft gesagt worden, noch nicht hinlänglich ist, daß man, auch bei der genauesten Bekanntschaft mit den theoretischen Schriften mit Zuversicht zur Praxis schreiten könnte. Nicht ieder Gelehrte ist so glüklich, Zutritt zu beträchtlichen Archiven zu haben, und in den wenigsten diplomatischen Sammlungen sind die Urkunden mit dem Charakter ihres Originals abgedrukt, weil

dieses dergleichen ohnehin kostbare Sammlungen gewaltig vertheuren würde. Indessen sind doch beträchtliche Sammlungen schon in Betref derienigen Zeiten, deren Geschichte das zweite Bändchen dieses Werks enthält, aufbewahrt worden.

Man theilt diese Urkunden gewöhnlich ein in **Diplome** (diplomata) **öffentliche Verhandlungen**, (Acta publica) und **Privatbriefe.** Zur ersten Klasse gehören alle von Kaisern, Königen, Fürsten und regierenden Herren, und unter ihrem Siegel ausgefertigte Belohnungs- Beschenkungs- Stiftungs- und Bestallungsbriefe: zur zweiten alle in Reichssachen, bei Friedens- und Kriegszeiten in Religionssachen und Regierungsangelegenheiten ergangene und zum Theil gegen einander gewechselte Schriften, Ausschreiben, Verordnungen, Protokolle, Berichte, Manifeste, Supplikate, Resolutionen, Vorschläge, Mandate, Beschwerden, Recesse und Verträge, Unionen, Allianzen, Friedensschlüsse, Deduktionen und Streitschriften, und alle andre öffentliche Schriften die in Reichsangelegelegenheiten zum Vorschein kommen, und bekannt gemacht werden. Was für Schriften in die dritte Klasse gehören ist iederman bekannt. Uebrigens können Privatbriefe bei historischen Untersuchungen von grosen Nuzen seyn, und sehr viel zu Erörterung einer streitigen Sache beitragen, vorzüglich

wenn

wenn ihre Verfasser solche Personen waren, die entweder an der Sache, wovon die Rede ist, selbst Antheil hatten, und darein verwikelt waren, oder doch sonst vielen Einfluß in die damaligen Staatsgeschäfte hatten. Oft darf der Geschichtschreiber, zumal der gleichzeitige, nicht schreiben, was er sollte und wollte, wenn er nicht ein Märtirer seiner Warheitsliebe werden will: im freundschaftlichen Briefwechsel hingegen, an dessen Publikation man zur Zeit noch nicht denkt, herrscht Vertraulichkeit, Aufrichtigkeit und Warheit. Da zeigt sich der korrespondirende Freund, wenn er wirklich Freund der Wahrheit ist, in seiner wahren Gestalt und spricht wie er denkt, dahingegen der, der vor den Augen der Welt spricht und schreibt, schweigen muß. Daß es doch von ie her Etikette war, die Warheit nur im Vertrauen zu sagen!

II.

Bemerkungen über Deutschland in den mittlern Zeiten. Von der Regierung Konrads des I. bis auf die Errichtung der goldnen Bulle.

Allgemeine Bemerkungen über einen Zeitraum von beinahe fünf Jahrhunderten! — In der That eine lange Periode, wenn wir auf die Anzahl der Jahre sehen, aber nichts weniger als zu weitläuftig für den Innhalt des gegenwärtigen Abschnitts unsrer Geschichte Deutschlands. Die Verfassung des deutschen Reichs blieb in den wesentlichsten Stücken — und diese sind es ja nur, die wir unserm Plan zu folge anführen müssen — von der Thronbesteigung Konrads des I. an, bis auf die Ausfertigung der goldnen Bulle durch Karln den IV. immer die nämliche, und erst nach den Zeiten derselben treffen wir auf wichtigere Veränderungen die dem Staatskörper Deutschlands eine andere Gestalt gaben.

Die fränkische Monarchie hatte nunmehr ihr Ende erreicht, und die deutsche Nation wählte ihre eigne Könige. Wir wissen zwar bereits, daß man

man in Ansehung der Wahl nicht leicht, und ohne erhebliche Ursachen von einer Familie abgieng, aus welcher einmal ein deutscher König war gewählt worden, und daß die Könige sichs selbst sehr angelegen seyn liessen, die Thronfolge vermittelst der Wahl der Nation auf ihre Prinzen oder nächste Anverwandten zu bringen, und solchergestalt ihrem Hause den Besiz des Throns zu erhalten. Doch galt das Erbrecht bei weitem nicht mehr so viel als zu den Zeiten der Karolinger, unter deren Regierung die Wahl nicht viel mehr war, als eine blosse Formalität: denn die Nation behielt sich immer das Recht vor, ihren König frei zu wählen. Dieses Geschäfte wurde zuerst auf besondern Zusammenkünften vorgenommen, und dann auf einer allgemeinen Nationalversammlung zu Stande gebracht. Daß weder die Wahl noch die Krönung in diesen Zeiten immer an einem Orte vorgenommen worden, wird meinen Lesern bereits aus dem zweiten Theil dieser Geschichte bekannt seyn, indem die verschiedenen Orte, wo deutsche Könige erwählt und gekrönt wurden, meistentheils angezeigt sind. Ingleichen finden sich auch schon im achten Jahrhundert, und besonders bei der Krönung Otto des I. Spuren der noch dauernden Reichsämter, wiewol nicht in der Ordnung, welche nachmals festgesezt wurde. *)

*) WITTICHIND. p. 643. Schmidt. B. II. p. 25.

Der König wurde nun freilich seiner Würde gemäß, als das Oberhaupt der Nation, als der oberste Richter, Lehns- und Feldherr betrachtet: indessen besassen die Fürsten und Grosen des Reichs, welche schon in diesen Zeiten unter den Titeln der Herzoge, Grafen, Markgrafen rc. bekannt sind, eine nicht geringe Gewalt, vermittelst welcher sie sich den Königen oft furchtbar machten. Auch behaupteten geringere Dynasten, oder Herren, und einzelne Städte ihre Reichsfreiheit, die sie vermittelst besonderer Verträge mit den Königen und Fürsten erhalten hatten. In Ansehung des Lehenwesens und der Vasallen und Leute blieb es bei der bereits beschriebnen Verfassung: doch wurde das Lehenwesen durch neuere Verordnungen immer näher bestimmt. Die Epoche der Kreuzzüge bewirkte die Entstehung verschiedner Ritterorden, besonders die Johanniter *) — welche izt nach der Insel Malta, welche ihr Orden besizt, Malteser genannt werden, — die Tempelherren, **) und der deutsche Orden. ***) Diese Orden waren eidlich beschworne gesellschaftliche Verbindungen des

*) VERTOT, histoire des Chevaliers hospitaliers de St. Jean de Jerusalem, a Par. 1726. 28. 4.

**) N. GURTLERI historia Templariorum, Amst. 1703. 8.

***) R. DUELLII historia ordinis equitum Teuton. Vienn. 1727. fol.

des Adels, deren Hauptgeseze die Ausbreitung und Beschirmung des christlichen Glaubens und die Führung der Waffen wider die Unglaubigen waren. Auch diese Orden gelangten nach und nach zum Besiz ansehnlicher Güter; besonders die Tempelherren, welche aber dabei am übelsten fuhren. Denn sie erregten endlich die Eifersucht des französischen Königs **Philipp** des II. und des Pabstes, und wurden, da sich diese beide wider sie vereinigten, unter allerlei erdichteten Vorwand auf die ungerechteste und grausamste Weise ausgerottet.

Die vornehmere Geistlichkeit in Deutschland, die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte versäumten auch keine Gelegenheit, ihr Ansehen, ihre Macht und ihre Einkünfte so viel sie konnten, zu erhöhen. Wir wissen aus der Geschichte, daß sie zu den wichtigsten Negoziationen gebraucht wurden, und nicht selten die geheimdesten Räthe der Könige, und die Erzieher der königlichen Prinzen waren. Besonders nahmen sie ihres Vortheils wahr, wenn ein König einen übertriebnen Hang zur Devotion blicken ließ, und alsdann wußten sie bald unter diesem, bald unter ienem gottseligen Vorwande, Geld, Land und Leute zu erschleichen. Zuweilen mögen sie auch bei diesem Geschäfte die Bescheidenheit ziemlich bei Seite gesezt haben. Selbst **Heinrich** der II. der **Heilige**, dieser grose Patron der Geistlichkeit, wurde einst über das ewige unverschämte Betteln des Bischofs **Meinwerc** von Paderborn

recht herzlich ungeduldig. Gott, und alle Heiligen müssen dich hassen, sagte er zu diesem Bischof, weil du nicht aufhörest mich zum Nachtheil des Reichs meiner Güter zu berauben. *) — Der Bischof machte ihm ein Compliment, gab ihm seinen Segen und verhieß ihm die ewige Seeligkeit: und Heinrich war wieder besänftigt. Da nun in dem Zeitraum welcher gegenwärtig der Gegenstand unsrer allgemeinen Bemerkungen ist, mehr solche Prinzen, wie Heinrich der Heilige war, auf dem deutschen Thron herschten, so läßt sich leicht ermessen, wie ansehnlich sich die Güter der Geistlichkeit werden vermehrt haben. Ob aber und in wie fern der Anwachs dieser Güter der deutschen

*) Vita *Meinvverci* c. 79. ap. LEIBNIT. Script. rer. Brunsu. T. I. p. 554. Schmidt B. II. p. 169. Die Bemerkung, daß die Bischöfe die übertriebne Freigebigkeit der Könige selbst eingestehen mußten, (Schmidt l. c. p. 167.) ist freilich allgemein in der Geschichte gegründet; aber die gleich darauf folgende (p. 168.) daß sie sich auch manchmal die gröste Mühe geben musten, ihre Güter anzubringen, findet nur unter besondern Umständen Statt. Otto der I. wollte zu Magdeburg ein Erzbisthum errichten. Aber der Bezirk von Magdeburg gehörte zum Kirchsprengel des Bischofs von Halberstadt, und diesem kam folglich die Freigebigkeit Ottos sehr ungelegen, so daß er sein Vorhaben auch nicht eher, als nach dem Tode des Bischofs durchsezen konnte. Hätte er ihn zum Erzbischof erhoben, es würde traun so viel Mühe nicht gekostet haben.

schen Staatsverfassung nüzlich oder schädlich gewesen, ist eine Sache die wir andern zur Untersuchung überlassen. Wir begnügen uns, daß wir aus der Geschichte wissen, wie die Geistlichkeit damals ihre Güter vermehrte, und daß es selbst diejenigen, welche behaupten, der Anwachs der Kirchengüter habe dem deutschen Reich nichts geschadet, gestehen müssen, die Sache habe sich wirklich so verhalten.

Es hat Gelehrte gegeben, welche schon, was diese Zeiten anbetrift, eine **Landeshoheit** der deutschen Fürsten, in dem Verstande, den dieses Wort heut zu Tage hat, behaupten wollten. Die Geschichte widerlegt sie, denn aus der Art und Weise, wie die Könige und Kaiser als Lehnsherren und Richter gegen die Fürsten verfuhren, kann freilich keine Landeshoheit auf Seiten dieser behauptet werden. Man darf aber nur die Geschichte der damaligen Zeiten mit Aufmerksamkeit durchgehen, so wird man finden, daß sich hier, ausser den Vorrechten, die den Königen zugestanden wurden — und zugestanden wird, fast immer mehr als beobachtet — nichts Gewisses bestimmen läßt, und daß das Verhältnis des Königs und der Fürsten fast unter ieder Regierung anders war. Je nachdem ein Fürst mehr oder minder mächtig war, maßte er sich mehr oder weniger Gewalt an; und ie nachdem der König mehr oder weniger Gewalt besaß, konnte er die Widerspenstigen entweder

zu Paaren treiben, oder er muste sich mit ihnen vergleichen, und ihnen manches einräumen, das er mit gutem Willen wol nicht würde gethan haben. Mancher Fürst hatte selbst Absichten auf die Krone, oder er war kein Freund des königlichen Hauses, oder er glaubte, der König habe ungerecht gegen ihn gehandelt, wenn er ihm etwas verweigerte, das er suchte: oder er wurde von dem Pabst gegen den König aufgehezt; ieder dieser Gründe war hinlänglich, ihn zu bestimmen, daß er sich seinem Oberhaupt widersetzte, und die Waffen ergrif. Von den Landfriedensgesezen und den innerlichen Kriegen haben wir bereits im Zusammenhang der Geschichte genug gemeldet. So war der König zwar oberster Richter, aber er muste erst andre Fürsten zu Rath ziehen, wenn über einen Fürsten gerichtet werden sollte, und dann muste oft noch das gesprochne Urtheil mit gewaffneter Hand vollzogen werden, und es kam noch auf das Kriegsglük an, ob es in seine Kraft gehen sollte. Er war oberster Lehnsherr: aber er muste seine mächtigen Vasallen oft mit dem Schwert zwingen, ihm den Lehnseid zu leisten. Er war oberster Feldherr, aber er muste manchen Feldzug unterlassen, oder zur Unzeit Friede machen, weil ihm die Fürsten nicht so zu Hülfe kamen, wie sie sollten.

Besonders gieng es unter einem schwachen Regenten, oder unter einer Interims- und vormundschaftlichen Regierung bunt durcheinander, denn

da that fast ieder, der einige Macht besaß, oft vor den Augen des Königs, was er wollte. Wir wollen hier nur ein einiges Beispiel aus der Regierungsgeschichte Heinrichs des IV. anführen. Dieser damals noch iunge König feierte das Weihnachtfest im Jahr 1063 zu Goslar. Als nun die Diener die Stüle der Bischöffe zur Vesper in Ordnung stellten, gab es Händel. Widerad, Abt von Fulda, behauptete ein ihm zustehendes Recht, vermöge dessen er befugt war, in ieder Versammlung der Bischöffe neben dem Erzbischof von Mainz zu sitzen. Aber Hecelo, Bischof von Hildesheim behauptete dargegen, es sey niemand, ausser den Erzbischöfen befugt, innerhalb seines Kirchsprengels den Vorsiz vor ihm zu haben. Die Dienerschaft beider Prälaten kam also aneinander. Es regnete bereits Prügel, und man zükte schon von beiden Seiten die Schwerter, als Otto, Herzog in Baiern, sich ins Mittel schlug, die Kämpfer auseinander iagte, und die Sache zu Gunsten des Abts entschied. Aber am Pfingsttage darauf brach das Wetter bei der nämlichen Gelegenheit vom neuen, und zwar weit ärger los. Der Bischof von Hildesheim hatte sich darauf vorgesehen und den Grafen Ekbert mit bewehrter Mannschaft hinter dem Altar verstekt. Da nun der Lärmen unter den Dienern abermal anhub, brach dieser mit seinen Leuten herfür, schlug auf die Diener des Abts los, und schmieß sie samt und sonders zum Chor

hin-

hinaus. Diese riefen mehrere der Ihrigen zu Hülfe, wagten einen neuen Angrif, und nun wurde im Chor eine förmliche Bataille geliefert. Der Bischof von Hildesheim stieg auf einen erhabnen Ort in der Kirche, und ermunterte seine Leute im Tone eines Generals, sich tapfer zu wehren. Sie sollten sich, sagte er, an die Heiligkeit des Orts nichts kehren, er stünde ihnen für alles. Der König, der gegenwärtig war, schrie aus voller Lunge, und gebot Friede, aber da war niemand, der gehört hätte, ia er muste sich endlich, auf Zureden seiner Diener, selbst wegbegeben, um nicht beschädigt zu werden, und der Tumult dauerte bis zur Nacht fort. Des folgenden Tags wurde die Sache untersucht, und der Abt mit der Absezung bedroht, die er durch eine grose Geldsumme abkaufte, in welche sich der König, die königlichen Räthe, und der Bischof theilten. Nachdem die weltliche Obrigkeit auf diese Weise den Frevel gerügt hatte, bestrafte der Bischof auch die Entweihung des Tempels. Er exkommunicirte die Leute des Abts, die mit bei dieser Aktion gewesen waren, und der Erschlagenen Seelen übergab er dem Teufel. *)

So

*) LAMB. SCHAFNAB. ad. a. 1063. dessen weitläuftige Erzählung hier auszugsweise geliefert worden. Lambert, ein Mönch, vertheidigt die Sache des Abts, den er an verschiednen Orten seiner Chronik als einen äuserst heiligen und exemplarischen Mann gewaltig

So gieng es her, wenn minderiährige und schwache Prinzen die Krone trugen. Aber auch tapfere, entschlossene und helldenkende Könige waren oft nicht vermögend sich den reissenden Strom der wilden Freiheit zu widersezen, und den rauhen Nationalcharakter im Zaum zu halten. Der unversöhnliche Haß der Klerisei, deren Macht und Einkünfte sie einschränkten, die Besorgnis der Fürsten, daß sie zu mächtig werden, und sie unterdrücken möchten, und selbst die Abneigung der Nation, die natürliche Folge des Hasses der Grossen legten ihnen tausend Hindernisse in den Weg, und sie waren meistens noch glüklich zu preisen, wenn

waltig lobpreiset, und bedient sich gegen den Bischof der bittersten Ausdrücke. Er äusert: nichts habe die Sache des Abts mehr verderbt, als der den Weltleuten so verhaßte Mönchsname. — Abbatem praeter acerbitatem rei, quae acciderat, *odium* quoque grauabat *nominis monachici*, quod *inueterata malitia homines seculi* semper obfuscare atque opprimere conabantur. — Die alberne Legende sagt, der Teufel selbst habe sich während dieses Tumults in der Kirche sehen lassen, und gerufen: Diesen Streit hab' ich erregt! darauf sey er oben zum Dach hinaus gefahren, und habe ein Loch durchgebrochen, welches nachmals nie wieder zugemacht werden konnte. — That das der Teufel, die Schuld von dem Bischof und Abt abzuwälzen, und auf sich — wie er denn ein gedultiger Packesel ist, der sich alles muß aufbinden lassen — zu laden, oder waren vielleicht diese beide seine Adiutanten?

wenn sie nicht auf eine gewaltsame Art aus dem Weg geräumt, oder der Regierung beraubt wurden. Die streitigen Wahlen, die Gegenkönige, und das unglükliche Ende so manches wirklich grosen Regenten, die uns in der Geschichte Deutschlands angeführt werden, beweisen dieses zur Genüge.

Man kann auch hieraus den gegründeten Schluß ziehen, daß es mit der Gesezgebung und dem Justizwesen nicht eben zum Besten müsse ausgesehen haben. Anfangs wurden die alten fränkischen und alemannischen Geseze beibehalten, doch so, daß die Richter, nach Gestalt der Sachen, diese Geseze erklärten, und einschränkten — welches auch öfters nöthig war, da die gegenwärtige Verfassung sich von den Zeiten der Karolinger doch um ein merkliches unterschied — und manchmal auch über einen Fall nach eignen Gutdünken sprachen. Daß bei solchen willkührlichen Sprüchen manche Unbilligkeiten werden mit untergelaufen seyn, läßt sich leicht gedenken. Daher machten zuweilen Grose des Reichs eigne Gesezbücher für ihre Länder, dergleichen eines, das den Bischof **Burkard** von Worms zum Urheber hat, auf unsre Zeiten gekommen ist; *) der in demselben äusert, daß vorher

*) Bey SCHANNAT. Cod. Probat. Histor. Episc. Wormat. n. LI. Schmidts Geschichte der Deutschen B. II. liefert nützliche Auszüge und Beurtheilungen der Gesetze Burkards.

her die Familie seiner Kirche — seines Bisthums Vasallen und Leute — von den Vögten, Vicedomen, und Ministerialen — Benennungen welche richterliche Personen in diesen Zeiten bezeichneten — wie von Hunden (more canino) zerrissen würde, und daß er deswegen sein Gesezbuch zu Stande gebracht habe, damit Reiche und Arme ein und das nämliche Gesezbuch (unam eandemque legem) vor Augen hätten, und kein solcher Schwäzer (persona loquax) wie diejenigen, die richterliche Geschäfte zu besorgen hätten, durch Neuerungen und willkührliche Aussprüche die Sachen verwirren und das Recht verdrehen könnten. In der That eine schlechte Empfehlung für die Richter, die zu Burkards Zeiten lebten!

Die bereits angeführten Gottesurtheile waren auch noch nicht aus der Gewohnheit gekommen. Besonders war der Zweikampf noch das Idol der Nation, und wurde von Königen und Kaisern nicht nur gebilligt, sondern auch befohlen, und streitenden Parteien auferlegt. Derjenige Kämpfer, der besiegt wurde, hatte Unrecht, und wurde öfters, wo er nicht gleich auf dem Plaz blieb, mit Todesstrafe belegt, wie unter andern das Exempel eines Zweikampfs zwischen zween Grafen unter Otto dem II. beweiset. *) Uebrigens wurden

*) Diese beiden Grafen, Gero und Walds hatten einander bei Otto dem II. verklagt, und musten auf

wurden zwar von Zeit zu Zeit Geseze gegeben und bekannt gemacht, worunter die kaiserlichen Hof- und Pfalzgeseze, (leges Palatinae,) und nachgehends der sogenannte Sachsen und Schwabenspiegel vornämlich zu rechnen sind; allein man kan demungeachtet nicht sagen, daß durch dieselbigen eine heilsame Gerechtigkeitspflege wäre bewirkt worden. Die Justiz in peinlichen Sachen war vollends höchst ungleich und unvollkommen, Mordthaten wurden noch eine lange Zeit, nach der Vorschrift der alten Geseze mit Geldbusse gestraft, Raub und Landfriedensbrüche aber desto strenger; indem man oft gegen Verbrecher dieser Art ohne förmlichen Proceß verfuhr, und sie sogleich auf dem Plaz hinrichtete, wo man sie gefangen bekommen hatte. Eine gewöhnliche Strafe der Rebellen und Friedensstörer, welche auch oft über Vornehme, welche sich dieses Verbrechens schuldig gemacht

Befehl desselben bei Magdeburg miteinander kämpfen. Waldo ward zwar schwer verwundet, versezte aber doch seinem Gegner einen Streich, der ihn zur Erde niederstrekte. Dieser wurde befragt, ob er noch im Stande sei zu fechten, und als er sagte, er könne nicht mehr, ward ihm auf Befehl des Kaisers und der Richter von einem Kerl der sich zu Scharfrichtersdiensten gebrauchen lies, (a carnifice quodam, wie sich der Geschichtschreiber Ditmar ausdrükt) der Kopf abgeschlagen, Waldo aber starb auch noch auf dem Kampfplaze an seinen Wunden. Mehrers hievon siehe bei Schmidt, B. II. p. 130.

macht hatten, verhängt wurde, war, daß sie einen Hund eine gewisse Strecke weit auf den Schultern tragen musten.

Nicht viel besser war das Kriegswesen beschaffen. Wir sind bereits mit den Verordnungen Heinrichs I. bekannt, durch welche er festsezte, wer im Erforderungsfall Kriegsdienste zu thun schuldig wäre. Das Aufgebot dieser Leute zum Kriege, und ihre Verpflichtung selbst, sich auf geschehenes Aufgebot zu stellen, hieß der Heerbann. In der Folge hatte man, vorzüglich was den Adel angieng, die Lehnmiliz, und ieder Vasall folgte seinem Lehnsherrn in den Krieg: daher auch die Wörter miles und vasallus in der Sprache dieser Jahrhunderte fast immer einerlei Bedeutung haben. Die Kriege waren meistens bald, und nach einem oder ein Paar Treffen zu Ende; aber man fieng auch bei der geringsten Veranlassung einen Krieg an. Die Ueberwundnen wurden, zumal wenn sie Unglaubige, (Heiden) waren, oft mit abscheulicher Härte und Grausamkeit behandelt.

Italien stand durch Otto den I. vom neuen in Verbindung mit Deutschland, und unter der Hoheit des deutschen Reichs: allein die deutschen Kaiser musten diese Herrschaft in Italien mit vielem Blut ihrer Nation erkaufen, und öfters selbst ihr Leben darüber lassen. Der Charakter beider Nationen war allzuverschieden, als daß sie unter einem Oberhaupte in Ruhe und Harmonie hätten

leben können. Wir wissen aus der Geschichte, wie oft die deutschen Kaiser nach Italien giengen, und die Italiäner mit den Waffen zum Gehorsam brachten: wir wissen aber auch, wie oft diese Feldzüge unglücklich ausfielen, und welchen Gefahren sie ausgesezt waren. Unterwarfen sich auch ihre rebellischen Unterthanen, so dauerte die Unterwerfung nicht länger, als so lang sie mit ihrem Heer im Lande stunden. So bald sie wieder weg waren, empörten sich die Italiäner vom neuen, und die kaiserlichen Statthalter waren meistens zu schwach, sich ihnen mit Gewalt zu widersezen. Die ewigen Streitigkeiten der Kaiser und Päbste, die Faktionen der Welfen und Gibellinen *) und andre

*) Der Grund dieser in der deutschen und italiänischen Geschichte so berühmten Faktionen liegt in einem Erbfolgestreit über Baiern. Nach dem Tode des mächtigen Herzogs Heinrich des Grosmüthigen schlos Kaiser Konrad der dritte dessen noch unmündigen Prinzen, den bekannten Heinrich den Löwen, von der Erbfolge in Baiern aus, und vergab dieses Herzogthum an den Herzog Leopold von Oesterreich, und nach dessen Absterben an dessen Stiefbruder Heinrich. Hierüber wurde der Vatersbruder Heinrichs des Löwen, Welf der VI. unzufrieden, und behauptete ein Recht auf Baiern, suchte auch seine Ansprüche durch die Gewalt der Waffen geltend zu machen, und zog gegen den Herzog Leopold und gegen den Kaiser zu Felde. Den erstern überwand er, wurde aber von dem Kaiser bei Weinsberg im Jahr 1147. aus dem Felde geschla-

dre unruhige Köpfe, deren es in Italien noch mehr gab, als in Deutschland, verursachten immer neue Unordnungen. Ja die deutschen Kaiser musten selbst umgeben von ihrer ganzen Macht, für der Meuchellist der Italiäner zittern und besorgt seyn. Sogar Otto der Grose befahl seinen Schwertträger Ansfrid, sich während daß er, der Kaiser, seine Andacht in der Peterskirche verrichtete recht nahe an seine Seite zu stellen, und ihm das Schwert beständig über das Haupt zu halten, damit er vor einem hinterlistigen Angrif sicher seyn möchte. **Denn** sagte er, **die Treue der Römer, die meinen Vorfahren auch öfters verdächtig war, kenne ich schon.** *)

geschlagen. In diesem Treffen soll das Feldgeschrei des kaiserlichen Heers gewesen seyn: hie Waiblinger! eine Benennung des schwäbischen Kaiserhauses — Die welfische Armee aber rief: hie Welf. Und so hiessen die Anhänger des schwäbischen Hauses die Waiblinger, die Gegenpartie aber die Welfen. Nachmals pflanzten sich diese Benennungen auch auf die Angelegenheiten in Italien fort. Die Partei des Pabsts, und die über die deutsche Oberherrschaft misvergnügten Italiäner nannten sich Guelfen, und aus Waiblinger machten die Italiäner Gibellinen. — Com. de BLANDRATE de origine Guelfor. et Gibellin. Basil. 1519. 4.

*) *Fidem romanam*, antecessoribus nostris saepius suspectam; non ignoro. DITMAR. p. 354. Schmidt, B. II. p. 146.

Der Nationalgeist und Charakter der Deutschen war noch immer wie zu den Zeiten der Karolinger. Krieg und Jagd waren ihre Hauptvergnügungen, auch rükten ihnen andre Nationen die Unmässigkeit, besonders im Trunke, beständig vor. Wir wissen daß Heinrich der I. vorzüglich sein Augenmerk darauf richtete, das Kriegswesen in Deutschland in Aufnahme zu bringen, und seine Macht auf einen furchtbaren Fuß zu sezen. Er war der Schöpfer der Turniere, oder einer Art von Lustgefechte für den Adel. Die Absicht dieser Turniere (Torneamenta) war, den deutschen Adel in den Waffen zu üben. Mann traf oder rannte gegen Mann, geharnischt, zu Pferde und mit einer Lanze bewafnet. Wer den andern so traf daß er ihn vom Pferde warf, oder in der Sprache der Turniere zu reden, aus dem Sattel hob, hatte den Sieg erhalten, und diejenigen, die sich am tapfersten bewiesen hatten, bekamen eine Belohnung, welche der Dank hieß, und nach dem Ausspruch eigner dazu verordneter Kampfrichter, entweder von diesen, oder von den vornehmsten anwesenden Frauenzimmern ausgetheilt wurde. Die Turniere wurden in der Folge eine der Hauptbelustigungen und ein Vorrecht des deutschen Adels, und alles muste dabei nach besondern Gesezen, die nach und nach zusammen getragen wurden, angeordnet werden. *) Ein

*) Eine Sammlung von Turniergeschichten enthält Ge. Rüxners Turnierbuch, ein izt sehr seltnes Werk,

Ein grosser Theil des Adels lebte aus dem Stegreif, oder nährte sich mit Rauben und Plündern. Das Land war allenthalben voll Vesten und Bergschlösser, in welchen dergleichen Ritter wohnten, denen das Schloß entweder eigenthümlich zustand, oder die daselbst in Besazung lagen. Weil sie nun entweder ausser Kriegszeiten nichts zu leben hatten, oder schlecht, ia gar nicht besoldet wurden, durchstreiften sie mit ihren Leuten das Land, und raubten was sie bekommen konnten, oder fielen in das Gebiet eines andern Herrn, den sie befehdet hatten. Die Geschichtschreiber schildern uns den Zustand Deutschlands bei solchen Sitten auf das kläglichste. Das Volk glaubte, daß die Ritter, welche in ihrem Leben vom Raube gelebt hätten, nach dem Tode feurig im Lande herum laufen müsten: *) aber was half es einem armen Beraubten, wenn er in seinem Herzen überzeugt war, sein Plünderer habe nach diesem

Werk, an dessen historischer Richtigkeit und Treue aber sehr gezweifelt wird. Rüxner nüzete Handschriften, welche Beschreibungen von Turnieren enthielten. Er verbrannte sie aber, nachdem er sein Buch zu Stande gebracht hatte, aus der unedlen Absicht, damit niemand nach ihm ein ähnliches Werk schreiben, oder das seinige verbessern — oder vielleicht auch seine Falsa entdecken möchte. VOGT. Catal. libr. rar. p. 269.

*) Schmidt, B. II. p. 366.

sem Leben eine Strafe zu gewarten, die ihm den erlittenen Verlust nicht allein nicht vergütete, sondern jenen ungebetenen Gast noch in den Stand sezte, ihn noch nach dem Tode durch eine fürchterliche Erscheinung zu schröcken?

Nach und nach schlich sich auch bei der Nation der Hang zum Kleiderpracht, und zu andern Gattungen des Luxus ein. Die Grossen hielten an ihren Höfen eine Menge Leute, noch entbehrlicher als die Jagdhunde und Stosvögel, **Possenspieler, Gaukler und Narren**, eine Art des Vergnügens, die lange Zeit zum herrschenden Geschmak gehörte, so sehr auch manche Geistliche dagegen eiferten. Doch was konnten ihre Strafpredigten wol für Eindruk machen, da sich die Bischöfe und Prälaten gröstentheils selbst an den edlen Lustbarkeiten, die ihnen dergleichen Leute verschaften, ergözten. Es gereicht verschiednen deutschen Kaisern zur Ehre, daß sie den Mißbrauch dieser Narrenpossen durch geschärfte Verordnungen Schranken zu sezen suchten, ob diese Verordnungen gleich den erwünschten Erfolg nicht hatten.

Ohnerachtet der häufigen Befehdungen, und des so sehr im Schwange gehenden Raubens und Plünderns war doch auch in diesen Zeiten die Handelschaft in Deutschland in ziemlicher Aufnahme, und viele, die sich damit beschäftigten, bereicherten sich ansehnlich. Unter Otto dem I. wurden die **Harzbergwerke** erfunden, und dieser Umstand

gab

gab auch dem Münzwesen in Deutschland einen neuen Schwung. Die Solidi, und Denarien, deren bereits Erwähnung geschehen, waren zwar noch im Gang, izt aber prägte man Hohl, oder Blechmünzen (numos bracteatos). Das Münzen wurde gewissen Familien, welche für den Gehalt der Münze stehen musten, erblich überlassen. *)

Das Betragen der Päbste gegen die deutschen Kaiser, und die Grundsäze desselben haben wir bereits im Zusammenhang der Geschichte hinlänglich beleuchtet. Die deutsche Klerisei war zwar dem Pabst meistens sehr ergeben: doch hatten auch die Erzbischöfe in Deutschland eine nicht geringe Gewalt in Kirchensachen, und es gab unter ihnen Männer, die sich eben nicht allzuviel aus dem Pabste und seinen Befehlen machten. Die Stiftungen und Klöster vermehrten sich durch die Devotion und Freigebigkeit der Könige und Fürsten gewaltig, und die Klerisei ließ es ihre erste Angelegenheit seyn die Laien in der für sie so wolthätigen und ergiebigen Dummheit zu erhalten. Auf einer Seite eiferte man wider die Ueberbleibsel des Heidenthums, das sich noch hie und da unter dem Volk erhalten hatte; **) und auf der andern füll-

 te

*) Schmidt, B. II. p. 100.

**) S. die Canones des bereits erwähnten Bischof Burkard von Worms, nach welchen die Laien bei den von den Bischöfen anzustellenden Visitationen examinirt werden sollten, bei Schmidt, B. II. p. 157. sq.

te man die Köpfe der armen Leute mit albernen Possen an, die oft noch abentheuerlicher und unsinniger waren, als die Meinungen und Gebräuche, die man heidnischen Aberglauben nannte, und deren Ausrottung man so eifrig betrieb.

Der Zustand der Künste und Wissenschaften war beinahe noch der nämliche, wie unter der Regierung der Karolinger. Die sieben freien Künste, von welchen wir bereits geredet haben, waren es, die den Gelehrten ausmachten. Auch stand die Dichtkunst und Musik in groser Achtung, obgleich beide Künste, wie man leicht denken kan, noch in der Wiege lagen, und besonders die dichterischen Produkte dieser Zeiten eine groteske Figur machen, die man ohne Lachen schwerlich betrachten kan. Indessen gab es bei dem allen doch Leute von grosen Einsichten, und nicht zu verachtender Gelehrsamkeit. Allein man konnte es nicht begreifen, daß es ein Mensch, ohne übernatürliche Einwirkung so weit bringen könne, und hielt sie für Zauberer, die durch Hülfe des bösen Geistes ihre Kenntnisse erworben hätten. Glüklich waren sie noch, wenn sie blos der unwissende Haufe für Teufelsbanner hielt. Aber wenn sie sich den Haß der Klerisei zuzogen und von ihr für Ketzer erklärt wurden, dann hatten sie allerdings Ursache, für ihr Leben zu zittern. Wir finden in der Geschichte Beispiele die uns hinlänglich überzeugen, wie gefährlich es in diesem

Zeit-

Zeitraum war, auch nur ein mittelmässiger Gelehrter zu seyn. *) Besser befanden sich dieienigen, welche die Grammatik, Philologie, und überhaupt die schönen Wissenschaften zu ihrem Fache erwählt hatten. Wie es mit der Geschichtkunde und Geschichtbeschreibung stund, davon sind meine Leser bereits im ersten Abschnitte dieses Bändchens belehrt worden. Auch ist Notkers Uebersetzung der Psalmen ein schäzbares Denkmal der deutschen Sprache in den mittlern Zeiten.

Was aber im Reich der Gelehrsamkeit alles verderbte, war die unselige **Dialektik**, oder Disputierkunst, die nun im Ernst die Kunst aller Künste wurde. Aus Frankreich kam sie nach Deutschland, und hier wurde sie auf den nach und nach entstandenen hohen Schulen mit dem größten Eifer getrieben. Das **Organon** des Aristoteles, und seine metaphysik, das der größte Theil derienigen, die sich

*) Noch in der vorigen Periode, im achten Jahrhundert, lehrte und glaubte Virgilius, Bischof zu Salzburg, daß Antipoden (Gegenfüßler) wären. Der heilige Bonifacius verbot ihm diese Neuerung auszubreiten, und der Pabst Zacharias wollte ihn abgesezt haben. BAYLE. art. Virgile. — Der berühmte Gerbert, dessen wir bereits gedacht haben, verfertigte zu Magdeburg eine Uhr, die er nach dem Polarstern, den er zuvor durch ein Sehrohr beobachtet hatte, richtete. Man hielt ihn und den Abbo von Fleury, der sich auch auf Mathematik legte, für Hexenmeister. Schmidt, B. II, p. 91.

sich damit beschäftigten, blos aus elenden, dem Geiste der Originale gar nicht angemessenen Uebersezungen und Auszügen kannte, wurde bey diesem herrlichen Geschäfte zum Grunde gelegt, ganze Wägen voll der abgeschmaktesten Kommentarien und Auslegungen darüber geschrieben, die elendesten Sophistereien zur Würde richtiger Vernunftschlüsse erhoben und das alles in der löblichen Absicht, die Religion zu vertheidigen, und die Kezer zu widerlegen und zu bekehren. Man führte eine unendliche Terminologie ein, die zu nichts diente, als die Leute zu betäuben, weil sie schon vermittelst ihrer Mannichfaltigkeit unverständlich war; man häufte Distinktionen auf Distinktionen, und stritt sich über die nichtsbedeutendsten Gegenstände. Wer diese Terminologie und Distinktionslehre so innen hatte, daß er sich beinahe selbst nicht verstand, wenn er disputirte, der war der gröste Gelehrte, ein Magister subtilis, incomparabilis, und wer weiß was noch alles! Da man bei so tief gelehrten Disputationen natürlich mehr an die Sachen denken muste, als an die Worte, so wurde besonders die lateinische Sprache, deren man sich doch bediente, so verdorben, daß sie ihr selbst in dem Munde eines solchen hochgelehrten Meisters der freien Künste gar nicht mehr ähnlich war. Mit dem Griechischen war es ohnehin bald am Ende, und der war schon ein Phänomen, der nur die Buchstaben kannte, und einige Worte zu übersezen wußte.

wuste. Mit dem Verfall der Sprache der Griechen und Römer verlohr sich auch die Kenntniß der schönen Künste, und so sanken die Wissenschaften nach und nach in eine Nacht, aus der sie nur ein Reuchlin und Erasmus wieder erwecken konnten!

III.

Geschichte Rudolfs des I.

Man findet nicht, daß Alfonsus von Kastilien seine Ansprüche auf das Königreich in Deutschland nach dem Tode Richards von Kornwall ferner behauptet hätte. Die Unruhen in seinen eignen Staaten verhinderten ihn hieran, und der Pabst Klemens der IV. die so mächtige Stüze seiner Partei, war gestorben. Dessen Nachfolger, Gregor der X. dachte zwar nicht daran, die Partei des Alfonsus zu unterstüzen; da aber die deutschen Fürsten mit der Wahl eines neuen Königs zögerten, so gab er sich alle Mühe, dieselbe zu befördern, und erinnerte sie auf das dringendste, dem zerrütteten Reich durch die Wahl eines neuen Oberhaupts wieder aufzuhelfen.

Wenn man die Absichten des Pabsts in dieser Sache gründlich untersucht, so war die Wolfahrt des Reichs freilich der Titel, der sein Begehren schmü-

schmücken muste, aber nicht der einzige, und eigentliche Beweggrund desselben. Wir wollen Gregorn dem X. Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Geschichte bezeugt, daß er in die Reihe der guten Päbste gehöre, daß er ein einsichtsvoller, und im Grunde gutdenkender Herr war. Aber er war Pabst — Pabst in den damaligen Zeiten, und das ist genug gesagt. Die Geistlichkeit in Deutschland war bei der allgemeinen Unordnung im Reich, und bei den häufigen Befehdungen nicht zum Besten dran. Sie muste auf ihre Sicherheit mehr, als auf die Ausbreitung ihres Ansehens bedacht seyn, und hatte nicht Zeit, viel mit dem Pabst zu korrespondiren: so wie die Fürsten, der Adel und die Städte sich in einem so unruhigen Zeitpunkte auch nicht viel um ihn bekümmerten. Dadurch wurden die Einkünfte, welche die päbstliche Schazkammer sonst gewöhnlich aus Deutschland zog, ziemlich schmal, und es stand zu befürchten, daß diese Quelle, wo nicht gänzlich versiegen, doch ziemlichen Theils eintroknen möchte. In der That ein dringender Beweggrund für den Besizer des Stuls Petri, es auf Wiederherstellung der Ordnung und Ruhe anzutragen. Daß diese Behauptung nicht leere Muthmassung und Hirngespinst sey, beweiset schon das Betragen des Pabsts gegen den König Rudolf, vorzüglich seine wiewol fruchtlosen Bemühungen, ihn zu einem Kreuzzuge zu überreden.

Indessen war es doch ein wahres Glük für das deutsche Reich, daß die päbstliche Forderung Eingang fand, weil der neugewählte König ein Herr war, nicht so wie sich der Pabst wol mochte vorgestellt haben, sondern, wie es die vorgewandte Absicht, den innerlichen Unruhen ein Ende zu machen, die Hoheit des Reichs aufrecht zu erhalten, und gute Ordnung allenthalben wieder herzustellen erforderte.

Der Erzbischof von Mainz, **Werner**, schrieb also einen Wahltag nach Frankfurt aus, wo sich die vornehmsten Reichsstände versammelten, und die Wahl fiel auf **Rudolfen**, Grafen von **Habsburg**, den seine vortreflichen Eigenschaften, vorzüglich Klugheit in Staatsgeschäften und Tapferkeit im Kriege, wovon er beiderseits zureichende Beweise abgelegt hatte, des Throns würdig machten. Es fanden sich zwar mehrere, die sich um die königliche Würde bewarben, allein sie waren theils den Ständen zu mächtig, und schienen ihrer Freiheit gefährlich werden zu können; theils übertraf sie Rudolf vermittelst der erwähnten Eigenschaften, die an einem Regenten Deutschlands in diesen Zeiten durchaus erforderlich waren. Nachdem ihm seine Wahl bekannt gemacht worden war, begab er sich sogleich nach Aachen, wo er von dem Erzbischof von Kölln mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten gekrönt ward. *)

Nun-

*) A. C. 1273.

Nunmehr traf er die sorgfältigsten Anstalten, sich des Throns zu versichern, und den Unordnungen im Reich zu wehren. Gleich anfangs befreundete er sich mit den mächtigsten Reichsfürsten, mit dem Pfalzgrafen **Ludwig** in Baiern, Alberten den II. von Sachsen, und Otto von Brandenburg, indem er drei seiner Prinzessinnen an diese Fürsten vermählte. Dem Pabst ließ er seine Wahl durch eine Gesandschaft melden, deren Prinzipal in seinem Namen den gewöhnlichen Eid der Beschützung des römischen Stuls leisten, und dem Pabst alle die von den vorigen Kaisern erhaltnen Schenkungen und Privilegien bestätigen muste, welche sonder Nachtheil des Reichs in ihrer Kraft bleiben könnten. Gregor bestätigte die Wahl Rudolfs als rechtmässig, und lud ihn ein, bald persönlich nach Rom zu kommen und die Kaiserkrone zu empfahen. Im Jahr 1275. kam der Pabst nach Lausanne zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem König Rudolf. Hier bestätigte ihm dieser, mit Einstimmung der anwesenden Reichsstände, alles, was er ihm bereits durch seine Gesandten hatte versichern lassen; und der Pabst erinnerte ihn abermal an die Beschleunigung seines Römerzugs, suchte ihn auch zu einem Kreuzzuge, den er in Person unternehmen sollte, zu bereden. Rudolf versprach beides; fand aber in der Folge für gut, es zu unterlassen.

Hierauf nahm er sich vor, den König Ottokar in Böhmen zu demüthigen. Dieser Ottokar hatte sich

sich die Verwirrung im Reich treflich zu Nuzen zu machen gewußt, und seine Staaten, unter allerlei Vorwand ansehnlich erweitert. Er besaß, ausser Böhmen, Mähren, und andern angränzenden Ländern, auch Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, und die Windische Mark; ja wenn einigen Geschichtschreibern zu trauen ist, soll er sogar den Vorsaz gehabt haben, ein Reich zu errichten, das sich von dem adriatischen Meere an bis an den Belt erstrekte. Er gab sich alle Mühe, sich auf den deutschen Thron zu schwingen: allein eben seine Macht war Ursache, daß die Reichsstände Bedenken trugen, ihn zu wählen. Da er sich nun in seiner Hofnung getäuscht sahe, ließ er durch seine Abgesandten, die er auf den Wahltag abgefertigt hatte, gegen die Wahl Rudolfs protestiren, und weigerte sich den neugewählten König für seinen Lehenherrn zu erkennen. Rudolf forderte ihn auf, die österreichischen Lande, als erösnete Reichslehen, an das Reich zurükzugeben; indem er leicht voraus sehen konnte, daß er einen mächtigen Feind an ihm haben würde, wenn er sich nicht eifrigst bestrebte, diese ihm so gefährliche Macht zu schwächen. Da nun Ottokar diese Länder für seine rechtmäßigen Besizungen zu erklären suchte, und sich durchaus zu keiner Abtretung verstehen wollte, so kam es zum Krieg. Rudolf rükte in Oesterreich ein, eroberte Wien, und die gesammten österreichischen Staaten, welchen Otto-

kars Regierung ohnehin niemals hatte behagen wollen, ergaben sich ihm in kurzer Zeit. Dieser glükliche Erfolg der Waffen Rudolfs ließ Ottokarn die Ueberlegenheit seines Gegners bemerken, und bestimmten ihn endlich zu einem Vertrag mit demselben, welchen einige Reichsfürsten vermittelten. Vermöge dieses Vertrags mußte er die österreichischen Lande, so, wie es vorhin gefordert worden, als eröfnete Reichslehen abtretten, den König Rudolf für seinen Lehenherrn erkennen, und zum Beweise hievon, Böhmen und Mähren öffentlich, und mit den gewöhnlichen Ceremonien von ihm zu Lehen empfahen. Dieses erfolgte auch wirklich: daß aber Rudolf bei dieser Belehnung von der gewöhnlichen Form derselben, um Ottokarn destomehr zu demüthigen, soll abgegangen seyn, wird nicht nur sehr bezweifelt, sondern es ist auch schwer zu glauben. *)

In-

*) Die Belehnung geschah gewöhnlich unter freiem Himmel. Nun geben einige vor, Ottokar habe sich als er sich zur Lehensempfängniß verstand, ausbedungen, daß diese Ceremonie unter einem Zelt vorgenommen werden sollte, damit er nicht von iedermann kniend gesehen würde. Dieses habe ihm Rudolf zwar zugestanden; aber dabei veranstaltet, daß das Gezelt unter währender Belehnung zusammengefallen, und den Ottokar dem allgemeinen Anschauen ausgesezt habe. — Rudolf konnte nicht nur ohne Beeinträchtigung seiner eignen, und des Reichs Hoheit in

Inzwischen hielt sich Ottokar durch diese Belehnung für schimpflich gedemüthigt, und seine Gemahlin, Kunigunda, die eben so stolz und herrschsüchtig war, als er, machte ihm deswegen die bittersten Vorwürfe, so lange bis er sich entschloß, sich vom neuen zu empören. Aber diese Empörung hatte die traurigsten Folgen für ihn. Rudolf rükte ihm mit einem zahlreichen Heer entgegen, und Ottokar verlor in einem Treffen, auf dem Marchfelde bei Wien, wo seine Armee in die Flucht geschlagen wurde, selbst das Leben. *) Hierauf vermittelte Otto der IV. Markgraf von Brandenburg, einen Vergleich zwischen dem König und dem noch minderiährigen Prinzen Ottokars, Wenzeolaus. Dieser entsagte seinen Ansprüchen auf die österreichi-

in ein solches Begehren nicht willigen, und hatte auch nach dem glüklichen Fortgang seiner Waffen eben nicht Ursache, Ottokarn viel Ausnahmen und Klauseln zu bewilligen. — Andre sezen noch hinzu, Rudolf sei bei dieser Feierlichkeit nicht im königlichen Ornat, sondern in einem simpeln Kampagnekleide erschienen, und habe Ottokarn, als er sich hierüber beschwerte geantwortet: er habe ihn ehedem in diesem Kleide verachtet, derohalben müsse er ihn nun wieder in demselben verehren. — Nicht zu gedenken, daß es dieser lezten Erzählung an Bestätigung fehlt: so ist es schon nicht wol glaublich, daß Rudolf bei dem allgemeinen Hang der Nation zum Pracht in dergleichen öffentlichen Feierlichkeiten, so gedacht habe.

*) A. C. 1278. 26 Aug.

reichischen Lande völlig, und machte sich verbindlich, Böhmen und Mähren vom deutschen Reich zu Lehen zu nehmen. Zugleich wurde eine wechselseitige Vermählung verabredet, zwischen der böhmischen Prinzeßin Agnes mit einem Prinzen Rudolfs einer Seits und andrer Seits zwischen dem iungen König Wenzeslaus und Juta, einer Prinzeßin Rudolfs. — Hierauf belehnte Rudolf mit Einwilligung der Reichsstände, seine beiden Prinzen, Albert und Rudolf mit den österreichischen Landen, wiewol in der Folge nur der älteste den herzoglichen Titel behielt: dem iüngern aber einige Einkünfte, bis er mit einem andern Herzogthum belehnt werden könnte, abgeben mußte, weil die österreichischen Stände dem König vorgestellt hatten, daß es ihnen zu schwer fiele, zweien Prinzen zugleich den herzoglichen Staat zu erhalten.

Ottokar war es nicht allein, der dem König Rudolf zu schaffen machte; es widersezten sich auch andre Fürsten des Reichs seinen Verordnungen. Aber seine Erfahrenheit und Tapferkeit im Kriege dämpfte die ausgebrochenen Unruhen allemal glüklich. Er sorgte wachsam für die Herstellung der allgemeinen Sicherheit; besonders brachte er es vermittelst eines Reichstagsschlusses zu Frankfurt vom Jahr 1287. dazu, daß an die 70 Raubschlösser in Schwaben, Franken und Thüringen zerstört werden mußten. Er machte die schwäbischen Oerter,

Reut-

Reutlingen, Eßlingen und Heilbronn zu ummauerten Städten, erneuerte die Verordnungen in Betref des Landfriedens, und befahl, daß man in Zukunft in Reichs- und gerichtlichen Handlungen sich anstatt des bisher üblichen Lateins, der Muttersprache fleißiger bedienen sollte.

Rudolf der I. behauptete auch die Hoheit des deutschen Reichs in Italien. Er überließ zwar dem Pabst **Nikolaus** dem III. die Landschaft **Romagna** mit Bewilligung der Reichsstände, und stellte demselben eine besondre Schenkungsurkunde aus, welches einige als einen Staatsfehler an ihm tadeln. Wir sehen aber leicht ein, wie ungegründet dieser Tadel sei, wenn wir in Erwägung ziehen, daß er eben durch das gute Vernehmen mit dem Pabst, worein er sich hierdurch sezte, dem deutschen Reich wahre Vortheile verschafte. Bei der damaligen Verfassung Deutschlands durfte er es nicht mit Gewalt mit dem Pabste verderben, wenn er sein Ansehen in Italien erhalten, und an der Wiederherstellung der Ruhe im Reich nicht gehindert werden wollte. Die italienischen Städte hatten den traurigen Zeitpunkt, unter welchem Deutschland bisher geseufzt hatte, zu ihrem Vortheil anzuwenden gesucht, und alle Kräfte angespannt, sich frei und völlig unabhängig zu machen. In Neapolis und Sicilien herrschte Karl von Anjou, und dieser hatte vom Pabst Klemens dem IV. den Titel eines Senators zu Rom, und die Würde

eines Reichsverwesers in Toskana und der Lombardei erhalten, wiewol unter der Bedingung, daß er diese Würde wieder niederlegen sollte, so bald der Pabst einen römischen König würde anerkannt und bestätigt haben. Ob nun aber Rudolf der I. gleich, wie wir wissen von Gregor dem X. war bestätigt worden, so fiel es dennoch Karln nicht gelegen, das Reichsvikariat in Italien niederzulegen, bis endlich der Pabst Nikolaus der III. ernstlich darauf drang. Dieser Pabst vermittelte auch einen Vergleich zwischen Karln und Rudolfen, vermöge dessen beide Könige sich verbanden, einander im Besiz ihrer Staaten ungestört zu lassen. Rudolf schikte hierauf, nachdem dieser Vertrag zu Stande gebracht war, seine Vikarien von Zeit zu Zeit nach Italien, welche seine Rechte daselbst ausüben musten. Diese Rechte erstrekten sich auch auf die Städte, welche behaupteten, frei zu seyn: ob ihnen gleich verschiedne Privilegien, um sie einigermassen zu beruhigen, und in Ordnung zu erhalten zugestanden wurden. Rudolf hielt es wahrscheinlicher Weise für rathsam, auswärtige Kriege, so viel als möglich zu vermeiden, da er im Reich genug zu thun fand. Aus diesem Grunde vermied er den Römerzug, den er Gregorn dem X. versprochen hatte, immer, und es war in der That unnöthig, daß ihn Nikolaus der III. ersuchte, diesen Zug aufzuschieben, bis er sich mit Karln von Anjou vertragen hätte, da er ohnehin wenig Lust

dazu

dazu bezeigte. Er soll gesagt haben: „er sähe wol „viele Fußstapfen der Kaiser, die nach Rom ge„zogen, aber wenig derienigen, die mit Ehren „zurükgekommen wären.“ Ob er dies wirklich gesagt habe, oder nicht, will ich nicht entscheiden, es mag ein jeder davon glauben, was er will, indessen ist wenigstens so viel gewiß, daß er es mit Warheit sagen konnte. Es ist auch nicht unwarscheinlich, wenn einige glauben, er habe besorgt, der Pabst möchte ihn, wenn er in Person nach Rom käme, mit dem Kreuz bezeichnen, und folglich ihm die Verbindlichkeit auflegen, den Kreuzzug, zu welchen ihn Gregor der X. wie wir wissen, bereits ermahnt hatte, wirklich zu unternehmen. Denn wenn man sich einmal mit dem Kreuz bezeichnen ließ, so war es eben so viel, als ob man sich mit dem heiligsten Eide verbindlich gemacht hätte, einen Kreuzfahrer abzugeben; und der in den damaligen Zeiten so gefürchtete Bannfluch des Pabsts war die unvermeidliche Strafe der Uebertreter dieses imputirten Eides. Nun ist es schon sehr glaublich, daß Rudolf der I. zu aufgeklärt dachte, als daß er einen Kreuzzug aus Devotion unternommen hätte, wenn man auch nicht in Erwägung zieht, daß eine solche Unternehmung sowol dem Reich, als ihm selbst, den äussersten Nachtheil gebracht haben würde. Er vermied also den Zug nach Italien, und zeigte, indem er ihn vermied, daß er den Römerzug und die Krönung vom Pabste nicht für

 noth-

nothwendige Erfordernisse zur kaiserlichen Würde hielte. Denn ohnerachtet er nie nach Italien gekommen, und nicht vom Pabst gekrönt worden war, nennte er sich doch einen römischen König, und übte die kaiserlichen Rechte durch seine Vikarien in Italien aus.

Die lezten Jahre seiner Regierung wendete Rudolf an, seinen Plan, in Ansehung der Verbesserung der bisherigen Reichsverfassung, wo möglich, zu vollenden. Er reisete allenthalben im Reich herum, und war überall gegenwärtig, wo seine Gegenwart zur Verhütung einer neuen Unordnung erforderlich war. Endlich, da er die Annäherung seines Endes fühlte, that er auf einem Reichstag zu Frankfurt den Reichsständen den Antrag, sie möchten seinen ältesten Prinzen Albert, zu seinem Mitregenten erklären und ihm die Thronfolge versichern. Aber er kam damit nicht zu Stande, und die Berathschlagung über dieses Geschäfte wurde auf einen nächstkünftigen Reichstag verschoben, den aber der König nicht erlebte. Er reisete von Frankfurt nach Strasburg, und wollte von da nach Speier, starb aber unterwegs zu Germersheim, *) in einem Alter von drei und siebenzig Jahren. Er scherzte selbst über seinen bevorstehenden Tod. Denn als er von Strasburg abreisete, sagte er: „er müsse nun zu seinen Vorfahren nach Speier eilen" welche Stadt seit geraumer

Zeit

*) A. C. 1291. 15 Jul.

Zeit der bestimmte Begräbnisort der deutschen Könige war.

Rudolf der I. wird mit allem Recht der Wiederhersteller der kaiserlichen Hoheit und der verfallenen Verfassung des deutschen Reichs genannt, und man darf sagen, daß er gleichsam dazu geboren war. Er war vor seiner Erhebung auf den Thron eben nicht unter die mächtigsten Fürsten Deutschlands zu zählen: inzwischen wußte er sich doch, während der Zeit der Unruhe und Unordnung gegen alle Befehdungen sicher zu stellen, nnd gegen alle seine Feinde zu vertheidigen. Er demüthigte als deutscher König den mächtigen und herrschsüchtigen Ottokar von Böhmen, den fürchterlichsten Gegner, der innerhalb des deutschen Reichs wider ihn aufstehen konnte, und benahm dadurch den Mindermächtigen größtentheils den Muth, etwas gegen ihn zu unternehmen. Er versicherte sich der Freundschaft der vornehmsten deutschen Fürsten durch Belehnungen und Familienallianzen, und unterhielt sogar mit den Päbsten seiner Zeit ein freundschaftliches Vernehmen, ohne ihnen zu schmeicheln, oder einen Kreuzzug zu unternehmen: ein Umstand, den wir fast seit den Zeiten Karls des Grossen an keinem deutschen König bemerken können. Er traf allenthalben die nützlichsten Verfügungen und Verordnungen, und seine Herablassung und Güte werden von den Geschichtschreibern einmüthig gepriesen. — Rudolf der I. war ein

tapferer und kluger Regent, ein Freund der Tugend und Rechtschaffenheit, und ein Vater seiner Unterthanen!

IV.

Periode der Regierung Adolfs von Nassau, Alberts von Oesterreich, und Heinrichs von Luxemburg.

Die Bemühung Rudolfs des I. seinen Prinzen Albert auf den deutschen Thron zu heben, war, wie wir wissen, fruchtlos. Man kan die eigentliche Ursache, warum die Fürsten das Verlangen eines um das Reich so verdienten Königs nicht erfüllten, nicht so leicht angeben: indessen findet man doch hin und wieder Aeusserungen, daß Alberts moralischer Charakter Ursache gewesen sei, daß die Stände Anstand nahmen, ihn zu ihrem König zu wählen. Man beschuldigte ihn des Stolzes und des Geizes, Beschuldigungen, die seine nachmalige Regierung bestätigte. Vielleicht war auch die ehemalige Sitte, ohne erhebliche Ursache nicht von einer Familie abzugehen, mit welcher einmal der Thron besezt worden war, schon nicht mehr nach dem Geschmack der Nation. Indessen war es hauptsächlich der Erzbischof von Mainz, Gerhard, ein herrschsüchtiger und ränkevoller Prälat, der Alberts Wahl hintertrieb. Er wußte es durch mancherlei Künste

Künste dazu zu bringen, daß die Fürsten wegen der Wahl nicht unter sich einig werden konnten, und endlich ihm die entscheidende Stimme überliessen. Hierauf wählte er den Grafen Adolf von Nassau, einen seiner Anverwandten. Diese Wahl wurde auch bald einstimmig gebilligt. Denn die Erzbischöffe von Trier und Kölln waren Adolfs Freunde und Gönner, und die weltlichen Fürsten hielten einen König, wie Adolf, für ihre Freiheit weniger gefährlich, als Alberten, der im Besiz ansehnlicher Staaten war.

Adolf besaß nichts, als die halbe Grafschaft Nassau, Wisbaden, Weilburg und Idstein, Länder, deren Einkünfte freilich nicht hinreichend waren, daß er sich davon als ein deutscher König aufführen konnte. Er mußte also gleich anfangs seine Zuflucht zu dem Gelde des Erzbischofs Gerhard nehmen, welcher ihm auch dieses nicht versagte. Die eigentliche Absicht des Erzbischofs war, sich den König so verbindlich zu machen, daß Er, unter dem Namen desselben, das Reich nach Gefallen beherrschen könnte.

Der neue König wurde mit aller Feierlichkeit zu Aachen von dem Erzbischof zu Kölln gekrönt. *) Albert von Oesterreich schien anfangs keineswegs unzufrieden darüber, daß ihm Adolf war vorgezogen worden: er lieferte die Reichsinsignien zur Krönung desselben ohne Widerrede aus, und em-

pfieng

*) A. C. 1292.

pfieng seine Länder von ihm zu Lehen. Aber im Herzen nährte er, dieses verstellten Betragens ohngeachtet, einen unversöhnlichen Haß, und erwartete nur eine günstige Gelegenheit, denselben ausbrechen zu lassen, wie wir in der Folge vernehmen werden.

Philipp der Schöne, König von Frankreich hatte sich verschiedner Stücke von deutschen Reichsprovinzen, besonders von Burgund bemächtigt. Dies durfte nun Adolf keineswegs geschehn lassen: er forderte demnach in einem Schreiben die Wiederherausgabe dieser Reichsländer, und als Philipp sich weigerte, war ein Krieg unvermeidlich. Dazu befand sich aber Adolf zu schwach, daher schloß er ein Bündniß mit dem König **Eduard** in England. Beide wollten nunmehr den König in Frankreich gemeinschaftlich bekriegen, und Adolf erhielt nach den Berichten einiger Geschichtschreiber von England ansehnliche Subsidiengelder. Philipp sezte dem allen ohnerachtet seine Eroberungen immer weiter fort, und der Pabst **Bonifacius** der VIII. unterstand sich, Adolfen, der sein Heer nunmehr zusammengebracht hatte, um den König in Frankreich Ernst zu weisen, von diesem Krieg abzumahnen, ließ auch nicht eher nach, als bis er den König Eduard bewogen hatte, einen Stillstand mit dem König in Frankreich zu schliessen, und seinen Bundsgenossen zu verlassen. Da dieser

Still-

Stillstand geschlossen war, mußte Adolf seine Unternehmung aufgeben.

Nunmehr mengte sich der König Adolf in eine Sache, die ihm in der Folge den größten Nachtheil brachte. **Albert**, mit dem Beinahmen der **Unartige** (Degener) Markgraf in Meissen und Landgraf von Thüringen hatte mit seiner Gemahlin **Margaretha**, einer Tochter Kaiser Friederichs des II. zween Prinzen, **Friedrich**, mit dem Beinamen den **Gebissenen**, und **Dietrich** oder **Diezmann** erzeugt. Nachher verliebte er sich in eine gewisse Edeldame, **Kunigunda** von **Eisenberg**, und machte mit Beihülfe derselben, mörderische Anschläge auf das Leben seiner Gemahlin, um sich mit seiner Geliebten vermählen zu können. Margaretha aber erhielt bei Zeiten Nachricht davon, und entflohe der Grausamkeit ihres Gemahls und seiner Buhlschaft. Der Gram über die unwürdige Behandlung die sie hatte erfahren müssen, endigte bald darauf ihr Leben. **Albert** vermählte sich mit seiner Kunigunda, mit welcher er einen Sohn, **Apiz**, oder **Albert** den jüngern erzeugte. Diesen konnte er durch seine Vermählung wol einigermassen, aber nicht zur Erbfolge, legitimiren. Demungeachtet war er des Sinnes, ihm die Erbfolge zuzuwenden, und seine beiden Prinzen erster Ehe davon auszuschliessen. Diese aber behaupteten ihre Rechte, und also kam es zwischen den Vater und den Söhnen zu einem Kriege, der bei zehn

Jahre dauerte, bis endlich im Jahr 1289. der Friede dahin vermittelt wurde, daß der Markgraf Albert seine beiden ältern Prinzen in ihren Rechten ungekränkt lassen, und dem iüngsten niemals zur Erbfolge behülflich seyn sollte. Als aber Friedrich, Alberts Brudersssohn im Jahr 1291. starb, und seine Lande, vorzüglich Meissen, seinen Vettern erblich überlassen hatte, machte Albert abermal Ansprüche auf diese Erbschaft, und da er für sich diese Ansprüche nicht durchzusezen getraute, verkaufte er sie an den König Adolf, der auch ohne das geringste Recht dazu zu haben, diesen Kauf, der völlig nichtig und ungültig war, abschlos, mit Heerskraft in die meißnischen Lande einrükte, und sich derselben bemächtigte. Seine Völker verübten allenthalben, wo sie hinkamen, die abscheulichsten Grausamkeiten. Endlich glükte es den beiden Prinzen doch, daß sie das königliche Heer in die Flucht schlugen, und den Prinzen des Königs, **Philipp** von Nassau, gefangen bekamen.*) Adolf konnte ihnen auch nach dieser Zeit nichts mehr angewinnen, denn es erwarteten ihn anderweitige wichtige, aber für ihn traurige und äuserst unglükliche Auftritte.

Adolfs Betragen in dieser Sache, vornehmlich daß er sich auf eine ganz andre Art in diese Erbfolge gemengt hatte, als einem deutschen König zustund, und die Grausamkeiten, die seine Soldaten in

*) A. C. 1297.

in Meissen verübt hatten, brachten ihm den Haß der meisten Reichsfürsten zuwege. Selbst der Erzbischof Gerhard, der ihm auf den Thron geholfen hatte, vermehrte die Zahl der Mißvergnügten. Adolf hatte ihn nicht so vielen Antheil an den Regierungsgeschäften nehmen lassen wie er gehoft hatte, und dieserwegen hatte er sich nun aus Rachbegierde vorgenommen, ihn zu stürzen. Die mißvergnügten Fürsten vereinigten sich also, und der Erzbischof Gerhard stellte sich an ihre Spize, und brachte die Absezung Adolfs und die Wahl Alberts von Oesterreich in Vorschlag. Sie versammelten sich zu Mainz, und formirten unter dem Vorsiz des Erzbischofs ein ordentliches Gericht, vor welches sie den König Adolf dreimal vorluden. Als er nicht erschien, wurde er der königlichen Würde verlustigt erklärt, und förmlich abgesezt.

Die Punkte, wegen deren sie ihn verurtheilten und absezten, waren, 1) sein Nichterscheinen vor dem Gerichte zu Mainz. Aber er war nicht schuldig zu erscheinen, weil es nur ein Theil der Reichsstände war, die eigenmächtig, und wider den Willen und die Einstimmung der übrigen dieses Gericht formirt hatten. 2) Sein Bündniß mit England — das er zum Besten des Reichs, und wider einen Feind desselben geschlossen hatte. 3) Die Grausamkeiten seiner Soldaten in Meissen. 4) Daß er das Reich nicht vermehret habe. — Man sieht, wie auffallend die Richtigkeit dieser Anklagen ist,

und daß nichts als Haß und Feindschaft gegen den König Adolf die Haupttriebfedern dieses grausamen und unerhörten Verfahrens waren, ohnerachtet seine unbefugten Richter den angeführten Klagepunkten durch allerlei sophistische Kunstgriffe einen Anstrich zu geben suchten. So gaben sie nämlich dem Umstand, daß er engländische Subsidiengelder genommen hatte, die verhaßte Auslegung, er sei, auf eine einem deutschen König höchst unanständige Art, ein Söldner *) des Königs in England geworden. Kan wol ein Vernünftiger sich so weit vergehen, von einer Allianz zwischen zweien Königen so zu sprechen, und hätten sich nicht die Feinde Adolfs, wenn er ihren Haß auch noch so sehr verdient hätte, solcher Anklagen schämen sollen, die die Vernunft und die Menschheit entehren?

Adolf war indessen nichts weniger Willens, als sich dem Urtheil dieser Versammlung zu unterwerfen, und sich der königlichen Würde zu begeben. Die Gegenpartei brachte also seinen alten Feind, den Herzog Albert von Oesterreich gegen ihn in den Harnisch, der schon lange auf einen solchen Zeitpunkt gewartet hatte. Als dieser vernahm, daß König Adolf keineswegs gesonnen wäre, seiner Würde zu entsagen, sondern solche vielmehr mit dem Degen in der Faust bis auf den lezten Blutstropfen zu behaupten suchen würde, rüstete

*) *Gregarium* seu *stipendiarium* Eduardi regis militem. TRITHEM. Chron. Hirsaug. ad. a. 1298.

ſtete er ſich, ihn anzugreifen. Adolf war ein tapferer und erfahrner Krieger, und derienige, der es mit ihm wagen wollte, hatte in ieden Anbetracht einen furchtbaren Feind vor ſich. Aber Albert hatte ein anſehnliches Heer auf den Beinen, mit welchem er, ſo wie damals Krieg geführt wurde, einen furchtbaren Feind wol unter Augen rücken durfte. Zudem feuerte ihn die Ausſicht, daß die deutſche Krone der Preiß ſeiner Unternehmung ſeyn würde, wenn er glüklich wäre, zu perſönlicher Tapferkeit an. Beide Heere lieferten einander alſo in der Gegend von Worms ein ſehr hitziges Treffen. *) Adolfs Heer wurde aus dem Felde geſchlagen und er ſelbſt, bei aller perſönlichen Tapferkeit, die er bewies, von ſeinem Gegner mit eigner Hand erlegt. **) Man fand ſeinen Körper,

*) A. C. 1298. 2 Jul.

**) Adolf hatte nicht nur alle ſeine Klugheit angewendet, ſein Heer vortheilhaft zu ſtellen, ſondern er focht ſelbſten, wie ein Löwe. Er ſtürzte mit dem Pferde, und verlor ſeinen Helm. Auch dieſes hinderte ihn nicht, das Gefecht fortzuſezen. Er ſezte ſich wieder zu Pferd, focht mit bloſem Kopf, und drang endlich ſo weit vor, daß er Alberten anſichtig wurde. Bei dieſem Anblik rief er aus: nun wolle er ſich den Beſiz des Reichs einmal verſichern! Albert antwortete ihm: das ſtünde noch bei Gott! Hierauf erfolgte ein Zweikampf zwiſchen beiden Königen, in welchem Adolf einen Stoß ins Auge

per entstellt, und von den Pferden zertreten, erst nach zwei Tagen auf dem Schlachtfelde, und selbst sein Feind, der Erzbischof Gerhard, beweinte ihn, und sagte, daß in ihm einer der tapfersten Krieger verloren gegangen wäre.

Daß die Absezung Adolfs, die Albert von Oesterreich mit gewafneter Hand zur Vollziehung brachte, eine offenbare Ungerechtigkeit war, läßt sich aus dem Vorhergehenden ganz leicht ersehen. War Adolf gleich durch die Kabalen des Erzbischofs von Mainz auf den Thron erhoben worden, so blieb seine Wahl doch immer rechtmäßig und kräftig: denn er war von dem mehrern Theil der Fürsten gewählt, in seiner Würde bestätigt, und nach der damaligen Weise gekrönt worden. Die über seine Regierung mißvergnügten Stände, welche einen geringern Theil ausmachten, konnten ihn folglich weder eigenmächtig vor ihren Richterstul ziehen, noch absezen. Zudem konnte Albert kein Erbrecht auf das deutsche Reich anspruchig machen, indem es immer auf die Wahl der Fürsten ankam. Der unglükliche Fall Adolfs war also immer zu beklagen, besonders, da die Geschichte bezeugt, daß er, nebst seiner kriegerischen Tapferkeit und Erfahrung, die ihm den Ruhm eines der größten

Auge und einige Hiebe über den Kopf bekam. Endlich wurde sein Pferd unter ihm erstochen und er von der Leibwache Alberts vollends niedergemacht. Fuggers Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich. (Nürnb. 1668. f.) B. II. K. VII. p. 219.

größten Generals der damaligen Zeiten erwarb, auch grose Einsichten in die Regierungskunst hatte. Ja man darf sagen, daß dieser Umstand selbst vieles zu seinem Untergang beigetragen hat. Wäre er so ein Marionettenkönig gewesen, der sich von dem herrschsüchtigen Erzbischof nach dessen Gefallen hätte leiten und wenden lassen, so würde Albert vielleicht noch lange haben harren müssen, bis er seine Absicht erreicht hätte. Aber Adolf wollte nicht blos den königlichen Titel führen, und den Erzbischof regieren lassen; er wollte selbst regieren. Gerhard sahe nunmehr seine Hofnungen vereitelt, und dies erwekte seinen unversöhnlichen Haß gegen den König, der nicht eher nachließ, als bis er ihn unglüklich gemacht hatte. Uebrigens war es immer ein gewaltiger Fehler Adolfs, daß er sich von den äuserlichen Schimmer der königlichen Hoheit blenden ließ, ohne zu erwägen, daß seine Macht nicht hinlänglich wäre, sich auf dem Thron zu behaupten. Die Hintansezung dieser heilsamen Betrachtung, und die Uebereilung, mit welcher er die ihm angetragne Würde annahm, erwekte ihm Feinde, die mächtiger waren als er, und verwickelte ihn in Schulden und Händel, die endlich seinen Sturz nach sich ziehen mußten.

Albert von Oesterreich sahe selbst ein, daß seine erste Wahl unrechtmäsig gewesen, und daß ihm der über seinen Gegner erfochtene Sieg eben noch kein Recht zur deutschen Krone zuwege ge-

 bracht

bracht hätte. Man veranstaltete dahero eine neue Wahl, und da sich der Erzbischof Gerhard sehr für ihn intereßirte, so wurde er endlich, nachdem er seiner ersten Wahl förmlich entsagt hatte, vom neuen einstimmig gewählt, und im Jahr 1298. den 24 August zu Aachen gekrönt.

Bald nach seiner Krönung fertigte er eine Gesandschaft an den Pabst Bonifacius den VIII. ab, welche demselben in seinem Namen die gewöhnliche Obedienz leisten, und um die Bestätigung seiner Wahl anhalten sollte. **Bonifacius** ließ sichs einfallen, ihm diese Bestätigung, unter den einfältigsten und lächerlichsten Vorwänden zu verweigern. Der vorzüglichste war: „er sei des Königreichs „unfähig, weil er seinen König und Lehensherrn „so gewaltthätig des Reichs und des Lebens be„raubt habe.“ Dieser Grund ließ sich endlich noch ziemlich gut hören, wenn er von iemanden vorgebracht worden wäre, der keinen Theil an der Absezung König Adolfs gehabt hätte. Da aber der Pabst zu dieser Absezung nicht nur aus allen Kräften mitgewirkt, sondern sie auch öffentlich gebilligt hatte, so war es in der That die gröbste und unverantwortlichste Unverschämtheit, daß er sich dieses Vorwands bedienen wollte, Alberten die Krone streitig zu machen. Die zweite Einwendung, die er beibrachte, ist offenbar unvernünftig und lächerlich. Albert war durch eine Krankheit um ein Auge gekommen, und überhaupt war seine

Person

Person nicht allzuwol gebildet. Dieser zufällige Umstand sollte nach der Meinung des Pabstes, der vielleicht dabei auf einige alte damals in Deutschland übliche Geseze Hinsicht nahm, *) Alberten ebenfalls unfähig machen, die königliche Würde zu bekleiden. Gerade als wenn das äuserliche Ansehen es allein wäre, was die Würde eines Regenten ausmachte. Man kan freilich eine gute Bildung, und ein maiestätisches Ansehen allemal unter dieienigen Eigenschaften zählen, die einen Regenten schmücken; aber nicht unter die, die an ihm durchaus erforderlich sind, und ihn so zu sagen, machen. Der Saz, daß ein wohlgebildeter Körper erhabene Eigenschaften des Geistes noch mehr erhebt, **) bleibt immer Warheit; aber es muß auch beides beisammen seyn, denn das Sprüchlein des Fuchses in der Fabel, „du wärst ein schö-

 „ner

*) Diese Geseze, sonderlich der sogenannte Schwabenspiegel sagen, daß man keinen Gebrechlichen oder Kranken zum König erwählen sollte. Wahrscheinlicher Weise weil Gebrechlichkeit und Krankheit fast immer mit Schwäche des Geistes vergesellschaftet ist, und den damit Behafteten zu wichtigen Geschäften besonders zum Krieg untüchtig macht. Aber der Mangel eines Augs und eine nicht allzu angenehme Bildung machte Alberten weder gebrechlich noch krank. Seine Thaten beweisen, daß er ein unternehmender Regent, und ein tapfrer Krieger war.

**) Gratior est pulcro ueniens in corpore uirtus.

„ner Kopf, wenn du Gehirn hättest“ *) ist auch Warheit.

Indessen war es eigentlich weder Adolfs Absezung, noch Alberts Leibesgestalt, was den Pabst wider diesen einnahm, und ihn bestimmte, seine Wahl vernichten zu wollen. Albert hatte eine Gemahlin aus dem schwäbischen Hause, und wir wissen bereits, was die Päbste von ieher für Mühe angewendet haben, dieses Haus von dem deutschen Thron zu stürzen, und von allem Antheil an der Regierung des deutschen Reichs auszuschliessen. Diese Verbindung Alberts mit einem Hause, welches der Pabst Bonifacius und seine Anhänger in ihrem heiligen Eifer ein Natterngezücht **) zu nennen beliebten, war der wahre Grund, warum Albert, als deutscher König, dem päbstlichen Hof nicht anständig war.

Aber Albert dachte über diesen Punkt, wie sein Vater gedacht hatte. Er erklärte, daß er, vermittelst der einstimmigen Wahl der deutschen Fürsten bereits König und Kaiser wäre, und der päbstlichen Bestätigung keineswegs bedürfe. Um sich aber doch auf allen Fall gegen die Kabalen, die von päbstlicher Seite gegen ihn angesponnen werden

*) O quanta ſpecies cerebrum non habet!

**) Quod uxor Alberti eſſet de *viperali genere* Friderici II. -- Geſta BALDVIN. Aep. Treu. ap. BALVZ. in miſcell. To. I. (Pariſ. 1678. ſqq. 8. VII. Voll.)

ben konnten, zu vertheidigen, schloß er ein Schuzbündnis mit dem König Philipp dem Schönen in Frankreich, welcher eben so wie er, mit dem Pabst daran war, und dieses Bündnis wurde durch Verabredung einer Vermählung Rudolfs, des ältesten Prinzen Alberts mit der französischen Prinzeßin Blanka bestätigt. Dieses Bündniß gab zwar verschiedenen Ständen des Reichs Anlaß zum Mißvergnügen, indem es sowol Gränzstreitigkeiten verursachen, als auch sonst gefährliche Folgen haben konnte: allein Albert schloß es wahrscheinlicher Weise blos aus der Absicht, den Pabst im Respekt zu erhalten, und diese Absicht hat er auch wirklich erreicht.

Uebrigens gieng er mit grosen Entwürfen um, welche alle die Erweiterung seiner Macht zum Ziele hatten. Als der Graf von Holland, Johann, im Jahr 1299. unbeerbt starb, so erklärte Albert diese Grafschaft für ein erledigtes Reichslehen, und machte dem Vettern des verstorbnen Grafen Johann von Avesnes, dessen Mutter eine Schwester des Grafen Wilhelms von Holland und nachmaligen deutschen Königs gewesen war, die Erbfolge streitig, ohnerachtet die weibliche Erbfolge in diesen Ländern von langer Zeit her gültig gewesen war. Er gieng auch wirklich mit einer Armee nach Holland, um den Grafen Johann zu verjagen, und von seinen Landen Besiz zu nehmen, fand aber so viel Schwierigkeiten, daß er sich endlich

lich zu einem Vergleich bequemen und diesen Grafen mit Holland belehnen mußte.

Nach den Berichten einiger Geschichtschreiber hatten die rheinischen Fürsten, Mainz, Trier, Kölln und Pfalz vieles dazu beigetragen, daß Albert seine Unternehmung auf Holland nicht ausführen konnte: und seine Erbitterung hierüber soll Ursache gewesen seyn, daß er in Streitigkeiten mit diesen Fürsten gerieth. Sie waren seit langen Zeiten im Besiz der Rheinzölle. Albert beschuldigte sie, daß sie mit diesen Zöllen nach Belieben schalteten und walteten, und dieselben, zu merklichem Nachtheil der Handelschaft von Zeit zu Zeit erhöheten. Er forderte demnach diese Rheinzölle von ihnen zurück, und als sie sich mit ihrem verjährten Besiz zu schüzen suchen wollten, wendete er ein, daß ein Recht der Veriährung in öffentlichen Reichsangelegenheiten schlechterdings nicht gültig wäre. Die mißvergnügten Fürsten verbanden sich also wider den König, und der Pabst Bonifacius gab sich alle Mühe ihr Bündniß zu unterstüzen. Das Haupt desselben war abermal der Erzbischof Gerhard, der mit Alberten die nämliche Tragödie, wie vorhin mit Adolfen spielen wollte. Wenn der Anekdote zu glauben ist, so wagte er sogar die vermessene Aeusserung: **er könne aus seinem Jägerhorn schon wieder einen andern König blasen.** — Aber auf diesmal muste er sich das Blasen vergehen lassen. Albert fiel mit einem zahl-

zahlreichen Heer über sie her, und nöthigte sie alle nach und nach, sich mit ihm zu vergleichen, und die Rheinzölle ihm zu überlassen.

Bei diesen Streitigkeiten war auch der damalige König in Böhmen **Wenzeslaus** der IV. auf der Seite der rheinischen Fürsten gewesen. Nachdem nun Albert gegen diese glüklich gewesen, nahm er sich vor, auch den Wenzeslaus zu demüthigen: allein er konnte nichts sonderliches gegen ihn ausrichten. Als aber dessen Sohn und Nachfolger, **Wenzeslaus** der V. ohne männliche Descendenz mit Tode abgieng — einige berichten er sei zu Ollmüz ermordet worden, — rüstete sich Albert vom neuen, Böhmen an sein Haus zu bringen. Er vermälte seinen ältesten Prinzen, Rudolf, mit der Wittwe des Königs Wenzeslaus des IV. und es traten auch viele böhmische Stände auf seine Seite. Die übrigen hingegen wählten **Heinrich** von **Kärnthen**, dessen Gemahlin eine Schwester Wenzeslaus des V. war, zu ihrem Könige. Diese zum Gehorsam zu bringen, schikte Albert den Prinzen Rudolf mit einem Heer nach Böhmen. Allein dieser starb während seines Feldzugs, und nun erklärte sich ganz Böhmen einmüthig für den Heinrich, ohne daß es Albert weiter verhindern konnte.

Der Pabst Bonifacius sahe nunmehr wol ein, daß er weder mit Gewalt, noch durch listige Aufwiegelung der deutschen Fürsten gegen Alberten glüklich seyn würde; er gab also seinen bisherigen

Kabalen einen andern Gang. Da seine Mishelligkeiten mit dem König Philipp von Frankreich immer ärger wurden, hielt er ein feierliches Konsistorium, in welchem er Alberten, als einem würdigen Sohn eines würdigen Vaters für den rechtmäsigen römischen König erkannte, und ihn in seiner Würde bestätigte. Zugleich äuserte er sein Misvergnügen über den König in Frankreich, und behauptete, daß er dem römischen König unterworfen wäre. Bonifacius kannte die grose Begierde Alberts, seine Staaten zu erweitern, und bediente sich dieses Mittels, beide Könige gegen einander aufzubringen. — Albert dankte dem Pabst auf die ehrerbietigste Art für seine gütigen Gesinnungen; äuserte aber zugleich, daß er von keinem Rechte des deutschen Reichs auf Frankreich etwas wisse.

In der That hatte Albert eine unersättliche Begierde neue Länder unter seine Botmäßigkeit, und an sein Haus zu bringen, und er ergrief iede Gelegenheit hierzu, ohne lange zu untersuchen, ob seine Ansprüche gerecht oder ungerecht, gegründet oder ungegründet wären. Was diese Begierde, und die Unternehmungen, wozu sie ihn bestimmte, noch einigermassen entschuldigen kan, ist seine zahlreiche Descendenz, die er in seinen eignen Staaten nicht anständig versorgen zu können glaubte, und doch anständig versorgen wollte. Indessen ließ er sich dadurch zu vielen Anschlägen verleiten,

die

die hernach einen Ausgang nahmen, wie sie es verdienten. Wir wissen bereits, auf welche Art sich König Adolf ehedem in die thüringischen Erbfolgestreitigkeiten mengte. Die beiden Prinzen, Friedrich und Diezmann, die bisher im Besiz der meißnischen Lande geblieben, aber noch immer mit ihrem Vater in Streitigkeiten verwickelt waren, machten Ansprüche auf einige thüringische Städte. Diese begaben sich, wahrscheinlich auf Anstiften des alten Landgrafen, in den Schuz des Reichs. Sofort erklärte Albert, daß König Adolf, vermöge des bereits erwähnten Kaufs, die meißnischen Lande nicht seiner Person, sondern dem Reich acquirirt habe, und rükte mit einer Armee in Meissen ein, nicht nur von obgedachten Städten Besiz zu nehmen, sondern vornämlich die beiden Prinzen aus ihren Erblanden zu vertreiben. Aber diese vertheidigten sich tapfer, und das königliche Heer wurde im Jahr 1307. den 31 Mai bei **Lukka**, einem Dorfe in der Gegend von Altenburg, aus dem Felde geschlagen, und erlitt eine entsezliche Niederlage. Bei 5000 Mann blieben auf dem Schlachtfelde liegen, und die Anekdote sagt sogar, die Soldaten des königlichen Heers seien auf der Flucht so muthlos gewesen, daß ein altes Weib ihrer fünfe, in einem Backofen, worein sie sich verkrochen hatten, mit einer Ofengabel erstochen habe. — So viel ist gewiß, daß die Schwaben, welche den grösten Theil dieses un-

glük-

glüklichen Heers ausmachten, zum Sprüchwort wurden, das in diesen Gegenden lange Zeit üblich war und noch auf unsre Zeiten aufbewahrt worden ist. Man sagte nämlich zu demienigen, dem man den unglüklichen Ausgang einer zweifelhaften Unternehmung prophezeihen wollte: **Es wird dir glükken, wie den Schwaben bei Lukka.**

Der tapfere Prinz **Diezmann** wurde zwar in dem nämlichen Jahre, in welchem er diesen Sieg erfochten hatte, zu Leipzig in der Thomaskirche, wo er seine Andacht verrichten wollte, ermordet, und die Geschichte beschuldigt den königlichen General, **Philipp von Nassau**, daß er der Anstifter dieses Meuchelmords gewesen sei. Indessen konnte Albert, nach dem in dem erwähnten Treffen erlittenen Verlust doch nichts weiter auf Meissen unternehmen.

Zu den Landen des Habsburgischen Hauses gehörte auch ein ansehnlicher Theil der **Schweiz**. Der übrige Theil derselben gehörte zwar zum Reich, stand aber nicht unmittelbar unter der Herrschaft Alberts. Dieser suchte, aus den bereits angegebenen Gründen, ein neues Fürstenthum, zum Besten seines Hauses in der Schweiz zu errichten, und wollte, daß sich die Schweizer, besonders die Städte **Schweiz**, **Uri**, und **Unterwalden** seiner Hoheit unmittelbar unterwerfen sollten. Als diese sich weigerten, so sezte er ihnen, von des Reichs wegen, wie es das Ansehen haben sollte, in der

That

That aber, um sie zur Unterwerfung zu zwingen, Landvögte, die sie gewaltig plagten. Diese verübten allenthalben die grösten Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, wie die schweizerische Geschichte weitläuftig bezeugt. Hieher gehört unter andern die bekannte Sage von dem **Wilhelm Tell**, die in unsern Tagen von einem berühmten Gelehrten als eine Fabel bezweifelt worden ist. *) Es soll nämlich der königliche Landvogt zu Uri, **Geisler**, oder **Geßler** seinen Hut öffentlich auf einer Stange ausgestekt, und den Schweizern befohlen haben, diesem Hut die nämlichen Ehrenbezeigungen zu erweisen, als ob er selbst gegenwärtig wäre. Als Wilhelm Tell dieses unterließ, soll er von dem Landvogt gezwungen worden seyn, seinem Sohne einen Apfel vom Kopfe wegzuschiessen. — Meinetwegen mag diese Erzählung ein Mährchen seyn; es bleibt demungeachtet unwiderleglich, daß die königlichen Landvögte ihren Muthwillen und die Plackereien gegen die armen Unterthanen so übertrieben, daß diese, zumal da sie mit ihren Klagen bei dem König Albert wenig oder kein Gehör fanden, dadurch aufs Aeusserste gebracht wurden. Es verband sich also eine Anzahl derselben eidlich, nicht eher zu ruhen, als bis sie die Landvögte vertrieben, und ihre Freiheit vertheidigt hätten. **Werner von Staufachen**, aus dem

*) *Guillaume Tell*, Fable Danoise, p. Mr. HALLER, a Berne, 1760. 8.

dem Kanton Schweiz, **Walter Fürst** aus **Uri**, und **Arnold von Melchthal** waren die Urheber dieses Bündnisses das anfänglich unbeträchtlich schien, in der Folge der Zeit aber immer ansehnlicher wurde, bis endlich der schweizerische Bund, oder die sogenannte Eidgenoßschaft daraus entstand. — Als die Verschwornen ihren Vortheil ersahen, überfielen sie den Landvogt **Geßler**, der nun seinen verübten Muthwillen mit dem Leben bezahlen mußte, und iagten seinen Kollegen, **Landenberg**, zum Lande hinaus.

Meine Leser werden sich zum Theil erinnern, was ich bei Veranlassung der Niederlage des **Quintilius Varus** angemerkt habe. Man muß gestehen, daß die Empörung der Schweizer mit iener Begebenheit sehr viel Aehnlichkeit hat; aber sie kann bei dem allen nicht auf die nämliche Art beurtheilt werden. Die Schweizer verbanden sich nicht sogleich, weil sie misvergnügt über die neue Regierung waren; denn sie hatten sich der Hoheit des deutschen Reichs seit langer Zeit unterworfen, und dieselbe ruhig anerkannt: erst nach mehrern Protestationen, nach wiederholten Klagen an den König, sie bei ihren Freiheiten zu schüzen, und die Bedrängungen der Landvögte abzustellen, alsdann erst, da sie sahen, daß alles vergeblich war, griffen sie zu den Waffen. Sie verübten auch nach der Vertreibung der Landvögte an den Anhängern derselben keine fernern Grausamkeiten, und bezeugten

zeugten in den Urkunden ihres Bundes öffentlich, daß sie keineswegs gesonnen wären, sich vom Reiche zu trennen. Wir werden vielleicht in der Folge Gelegenheit finden, mehr hiehergehöriges zu bemerken.

Der König Albert, der izt ernstlich damit umgieng, einen neuen Feldzug nach Böhmen und Meissen zu unternehmen, und seinen Plan, diese Lande seiner Herrschaft zu unterwerfen, mit Gewalt auszuführen, ward äuserst aufgebracht, als er von der Empörung der Schweizer Nachricht erhielt, und faßte sogleich den Vorsaz, einen Zug wider sie in Person zu unternehmen, und die schweizerischen Städte empfindlich zu züchtigen. Allein es war ein trauriges Schiksal über ihn verhängt, das seinem Leben und seinen Entwürfen unvermuthet ein Ende machte.

Er hatte seinem Neffen, den Prinzen Johann, einen Sohn seines Bruders Rudolfs, an seinem Hofe erzogen, und die Vormundschaft über diesen Prinzen, nebst der Verwaltung seiner Erblande, des Herzogthums Schwaben, und der Grafschaft Kyburg übernommen. Johann war feurig, verwegen, und eben so stolz und herrschsüchtig, als Albert selbst. Er mochte auch während seiner Minderiährigkeit, und vornämlich zur Zeit, da Albert die Erfüllung seines Gesuchs immer verzögerte, Diener und Rathgeber um sich gehabt haben, die dem König nicht gewogen waren, den

Prin-

Prinzen mit dem Charakter desselben bekannter machten, und ihn ermahnten, auf seiner Hut zu seyn, damit Albert nicht seine Lande für sich behielte. Als er nun das neunzehnte Jahr erreicht hatte, lag er Alberten von Zeit zu Zeit ernstlich an, daß er ihn einmal in den Besiz seines väterlichen Erbes sezen möchte. Albert wies ihn aber immer mit der Antwort ab, daß hierzu noch immer Zeit wäre, und daß er bei noch so jungen Jahren nicht die erforderlichen Fähigkeiten zur Regierung eines so beträchtlichen Herzogthums besässe. Je länger Albert zögerte, ie öfter er ihn abwies, desto ungeduldiger, mißvergnügter und mißtrauischer wurde Johann. Sein Mißvergnügen stieg endlich zu dem Grade von Erbitterung, daß er unbesonnener und verwegner Weise den abscheulichen Anschlag faßte, den König zu ermorden. Zur Ausführung dieses Anschlags verschwor er sich mit einigen Edelleuten, mit welcher er alles, sogar den Tag, an welchem die mörderische That ausgeführt werden sollte, festsezte und beschlos. Den Tag zuvor wiederholte er sein Gesuch nochmals an den König, und auf abermalige Verweigerung beschlos er nunmehr festiglich, sein Vorhaben auszuführen. Albert, der sich damals zu Baden befand, wollte am folgenden Tag eine Reise zu seiner Gemahlin und Tochter nach Rheinfelden antreten. Johann und seine Mitverschwornen befanden sich unter dem königlichen Gefolge, und waren die Nächsten um den König.

Sie

Sie paßierten samt ihm den Fluß Reuß, und da sie nun hinüber waren, und sich mit ihm allein befanden, fielen sie unversehens, und ehe noch das übrige Gefolge nachkommen konnte, über ihn her, und ermordeten ihn, im Angesichte seines Prinzen Leopolds und seiner übrigen Begleiter auf die grausamste Weise, worauf sie sich eiligst mit der Flucht zu retten suchten. *)

So starb Albert der I. einen unglüklichern und kläglichern Tod, als sein Vorfahrer Adolf. Jener, so unglüklich man ihn auch mit Grunde nennen kan, starb doch den ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde. Albert hingegen mußte zu einer Zeit, da er am wenigsten daran dachte, unter den Händen einer Bande schändlicher Meuchelmörder, deren Anführer sein eigner nächster Anverwandte war, den Geist aufgeben. Eine entsezliche Situation, in welcher er uns bedauernswürdig werden muß, wenn er auch der schlechteste Regent gewesen wäre.

Unter die guten Regenten ist freilich Albert der I. nicht zu zählen: Er hatte die Begierde, seine Staaten zu erweitern, und solche in einer ansehnlichern Verfassung, als die war in welcher er sie erhalten hatte, seinen Nachkommen zu überliefern. Eine Begierde, die an sich nicht zu tadeln ist, wenn man sie durch erlaubte und gerechte Mittel zu befriedigen sucht. Allein hierum bekümmerte er sich niemals,

*) Fuggers Ehrenspiegel des Erzhauses Oesterreich. L. II. c. X. p. 246.

seine Fähigkeiten zum allgemeinen Besten hätte anwenden wollen, so zog er sich vielmehr den Haß und die Verachtung iener zu, und von dieser wird sein Name unter den Namen der Tirannen genennt.

Nach Alberts Ermordung blieb der deutsche Thron sechs Monate erledigt. Unter denen die sich darum bewarben, war besonders der ofterwähnte König in Frankreich, Philipp der Schöne. Dieser suchte die königliche Würde in Deutschland an sein Haus, und namentlich an seinen Bruder **Karln von Valois** zu bringen. Hierzu sollte ihm sonderlich der Pabst **Klemens** der IV. der damals in Frankreich, und zwar zu **Avignon** seinen Siz hatte, behülflich seyn. Er glaubte auch mit Recht auf die Erkenntlichkeit dieses Pabsts rechnen zu können, da er vordem ein französischer Prälat gewesen, und durch seine Vermittelung auf den päbstlichen Stul erhoben worden war. Dieses kürzlich zu erläutern, müssen wir abermal ein Stük aus der Geschichte der Päbste mitnehmen. Der stolze und herrschsüchtige Bonifacius der VIII. war, wie insgemein behauptet wird, aus Verdruß und Aergerniß über seine Zwistigkeiten mit dem König Philipp von Frankreich und über die unaufhörlichen Beschimpfungen und Kränkungen, die ihm dieser anthat, von Sinnen gekommen, und in diesem Zustande gestorben, und sein Nachfolger Benedikt der XI. war ihm nach einer kurzen Regierung in die Ewigkeit nachgefolgt. Nun theilten

sich die Kardinäle in zwo Faktionen, deren iede einen Pabst aus ihrer Nation verlangte. Endlich behielt die französische Partei die Oberhand, und der Erzbischof von Bourdeaux, Bertrand de Goth, wurde, vermittelst des Vorschubs des Königs in Frankreich erwählt. Dies ist nun der Klemens der V. dessen bereits gedacht worden. Der neue Pabst mußte dem König in Frankreich unter andern eidlich versprechen, daß er sich völlig mit ihm versöhnen, und den päbstlichen Siz von Rom nach Avignon verlegen wolle. Dieses geschahe auch, und nun glaubte Philipp, den Pabst völlig in seiner Gewalt zu haben, und sich der Verwendung desselben bei instehender Wahl eines römischen Königs mit gutem Erfolge bedienen zu können.

In der That war es auch an dem, daß die Könige von Frankreich viele Macht über die Päbste hatten, so lange diese zu Avignon residirten — die Periode der avignonischen Päbste ist ein Zeitraum von 70 Jahren — und daß sie sich des Einflusses derselben auf andre Höfe mit Vortheil zu bedienen wußten. Allein die Päbste handelten doch nicht allemal nach den Absichten der Könige in Frankreich, voraus wenn sie nicht selbst ihren Vortheil bei der Sache sahen. Ein Beispiel hievon giebt uns sogleich der erste unter den avignonischen Päbsten, Klemens der V. Indem sich der König Philipp die erwünschteste Wirkung von den

seine Fähigkeiten zum allgemeinen Besten hätte anwenden wollen, so zog er sich vielmehr den Haß und die Verachtung iener zu, und von dieser wird sein Name unter den Namen der Tirannen genennt.

Nach Alberts Ermordung blieb der deutsche Thron sechs Monate erledigt. Unter denen die sich darum bewarben, war besonders der oftererwähnte König in Frankreich, Philipp der Schöne. Dieser suchte die königliche Würde in Deutschland an sein Haus, und namentlich an seinen Bruder **Karln von Valois** zu bringen. Hierzu sollte ihm sonderlich der Pabst **Klemens** der IV. der damals in Frankreich, und zwar zu **Avignon** seinen Siz hatte, behülflich seyn. Er glaubte auch mit Recht auf die Erkenntlichkeit dieses Pabsts rechnen zu können, da er vordem ein französischer Prälat gewesen, und durch seine Vermittelung auf den päbstlichen Stul erhoben worden war. Dieses kürzlich zu erläutern, müssen wir abermal ein Stük aus der Geschichte der Päbste mitnehmen. Der stolze und herrschsüchtige Bonifacius der VIII. war, wie insgemein behauptet wird, aus Verdruß und Aergerniß über seine Zwistigkeiten mit dem König Philipp von Frankreich und über die unaufhörlichen Beschimpfungen und Kränkungen, die ihm dieser anthat, von Sinnen gekommen, und in diesem Zustande gestorben, und sein Nachfolger **Benedikt** der XI. war ihm nach einer kurzen Regierung in die Ewigkeit nachgefolgt. Nun theilten

sich die Kardinäle in zwo Faktionen, deren iede einen Pabst aus ihrer Nation verlangte. Endlich behielt die französische Partei die Oberhand, und der Erzbischof von Bourdeaux, Bertrand de Goth, wurde, vermittelst des Vorschubs des Königs in Frankreich erwählt. Dies ist nun der Klemens der V. dessen bereits gedacht worden. Der neue Pabst mußte dem König in Frankreich unter andern eidlich versprechen, daß er sich völlig mit ihm versöhnen, und den päbstlichen Siz von Rom nach Avignon verlegen wolle. Dieses geschahe auch, und nun glaubte Philipp, den Pabst völlig in seiner Gewalt zu haben, und sich der Verwendung desselben bei instehender Wahl eines römischen Königs mit gutem Erfolge bedienen zu können.

In der That war es auch an dem, daß die Könige von Frankreich viele Macht über die Päbste hatten, so lange diese zu Avignon residirten — die Periode der avignonischen Päbste ist ein Zeitraum von 70 Jahren — und daß sie sich des Einflusses derselben auf andre Höfe mit Vortheil zu bedienen wußten. Allein die Päbste handelten doch nicht allemal nach den Absichten der Könige in Frankreich, voraus wenn sie nicht selbst ihren Vortheil bei der Sache sahen. Ein Beispiel hievon giebt uns sogleich der erste unter den avignonischen Päbsten, Klemens der V. Indem sich der König Philipp die erwünschteste Wirkung von den

Unterhandlungen desselben mit dem deutschen Fürsten versprach, rieth ihnen dieser vielmehr heimlich von der Wahl eines französischen Prinzen ab, weil es augenscheinlich war, daß die Päbste immer mehr wären eingeschränkt worden, wenn Deutschland einen Bruder Philipps des Schönen, der eine wahre Geissel der Päbste war, zum König bekommen hätte, zumal wenn dieser das Mittel gefunden hätte, die Krone erblich zu machen und auf seine Descendenz zu bringen. Klemens gab also den Ständen des deutschen Reichs, die ohnehin grösstentheils nicht sehr geneigt waren, den Karl von Valois zu wählen, den Rath, das Wahlgeschäfte so bald als möglich vorzunehmen, um allen fernern Bewerbungen und Unterhandlungen auf einmal ein Ende zu machen. Uebrigens empfahl er ihnen den Grafen Heinrich von Luxemburg. Da dieser unter den deutschen Fürsten selbst mächtige Freunde hatte — dann der Erzbischof von Trier war sein Bruder und der Erzbischof von Mainz sein vorzüglicher Gönner — so wurde es bald so weit gebracht, daß er nach einer vorläufigen Zusammenkunft der Fürsten, zu Rense, auf einen nach Frankfurt ausgeschriebnen Wahltag feierlich gewählt ward.

Der neue König machte sichs nunmehr zur ersten Angelegenheit, den im Reich entstandnen Unordnungen abzuhelfen. Er durchreiste die Provinzen desselben, um desto eher allenthalben Einigkeit,

Ru-

Ruhe, und Beobachtung des Landfriedens zu bewirken. Den von seinem Vorfahren so sehr gekränkten Waldstädten, Uri, Schweiz und Unterwalden bestätigte er ihre Reichsfreiheit, und hielt im Jahr 1309 einen Reichstag zu Speier, auf welchem er verschiedne wichtige Geschäfte vornahm. Er erklärte den Herzog Heinrich von Kärnthen, der unter der Regierung Alberts des I. von Böhmen Besiz genommen hatte, für einen unrechtmäßigen Besizer dieses Königreichs, und vergab es an seinen Prinzen Johann. Freilich widersezte sich Heinrich, und wollte sich nicht so gleich einer Krone, der er sich einmal angemaßt hatte, und in deren Besiz er sich bereits sicher glaubte, berauben lassen. Allein der König hatte die böhmischen Stände vermittelst einer Vermählung des Prinzen Johanns mit Elisabeth, der iüngsten Schwester des ehemaligen böhmischen Königs Wenzeslaus in sein Interesse zu ziehen gewußt, und der Prinz hatte bereits einige glükliche Versuche gemacht, sich der böhmischen Lande mit den Waffen zu bemeistern. Da er nun seine Eroberungen immer weiter fortsezte, so sah sich Heinrich endlich gezwungen Böhmen zu verlassen, und auf diese Krone Verzicht zu thun. Jedoch behielt er sich den königlichen Titel vor, den er bis an sein Ende fortführte.

Mit weniger glüklichem Erfolg versuchte es Heinrich der VII. auch die österreichischen Lande

an Böhmen, und folglich an sein Haus zu bringen. Er versagte unter verschiednen, aber nichtigen Vorwänden den Herzogen von Oesterreich die Belehnung: ließ sich aber, da er voraus sahe, daß er seinen Plan schwerlich würde ausführen können, bald eines bessern belehren, und bedingte sich von ihnen blos eine Hülfe von zweihundert Mann zu seinem vorhabenden Römerzuge aus, welche sie ausser dem Fall eines besondern Vertrags, vermöge ihrer Freiheiten nicht zu leisten schuldig waren. — Ueberdieses erklärte er auf dem erwähnten Reichstag zu Speier verschiedne Feinde des Reichs und Störer der öffentlichen Ruhe, besonders die Mörder Alberts des I. in die Reichsacht.

Hierauf trat er im Jahr 1310 seinen Zug nach Italien an, wo es seit einer geraumen Zeit bunt durcheinander gegangen war. Es dauerten nicht nur die unter den deutschen Königen und Kaisern des schwäbischen Stamms entstandnen Faktionen noch immer fort, und verfolgten einander auf das äuserste; sondern es hatten sich auch an vielen Orten kleinere Parteien formirt, die sich zum Theil untereinander bekriegten, überhaupt aber von keiner Landeshoheit des deutschen Reichs etwas wissen wollten. Diesen Unruhen und Streitigkeiten ein Ende zu machen, zog Heinrich, nachdem er seinen Prinzen, den König Johann von Böhmen zum Verweser des Reichs in seiner Abwesenheit ernennt hatte, durch die Schweiz nach Italien.

Er bemächtigte sich in kurzer Zeit einiger Pläze, und nöthigte den Guido de la Torre, das Haupt einer Partei, die sich zum Nachtheil der deutschen Reichshoheit der Herrschaft in Mailand bemächtigt hatte, ihm die Thore dieser Stadt zu öfnen und sich zu unterwerfen. Hierauf ließ er sich daselbst nach der bisher üblichen Sitte als König in Italien krönen.

Er hatte zwar bei seiner Ankunft erklärt, daß er nicht gekommen sei, irgend eine Partei zu unterstüzen, sondern blos, die allgemeine Sicherheit und Ruhe in Italien wieder herzustellen; allein diese Protestation half ihm nichts. Robert, König von Neapel hatte sich an die Spize der Gegenpartei des Königs gestellt, und reizte die lombardischen Städte auf alle nur mögliche Art zur Empörung gegen unsern Heinrich. Diesem blieb also nichts übrig, als die rebellischen Städte mit Gewalt zur Unterwerfung zu zwingen. Er trug es auch wirklich mit aller Macht darauf an: indessen verlor er nicht nur dabei viel Volks, sondern auch die Liebe und das Zutrauen der Italiäner, weil er mit den Ueberwundnen äuserst streng verfuhr. Doch brachte er die Lombardei in eine etwas ruhigere Lage, und zog dann nach Rom, die Kaiserkrönung zu empfangen.

Aber auch mit dieser gieng es ziemlich langsam her. Der Pabst Klemens der V. der, wie wir wissen, seinen Siz zu Avignon hatte, schikte zwar

zween Kardinäle, als Legaten des päbstlichen Stuls nach Rom, diese Feierlichkeit an seiner Stelle zu verrichten. Allein diese zankten sich erstlich eine Weile, wer von ihnen beiden die Krönung verrichten sollte; und kaum war dieser Streit geschlichtet, so gab es einen neuen Anstand im Betref des Orts, wo sie verrichtet werden sollte. Der gewöhnliche Plaz war nach alter Sitte die Peterskirche; aber auf diesmal lies sich, wegen der Nachbarschaft der Engelsburg, welche die Gegenpartei des Königs besezt hatte, dort nichts vornehmen. Heinrich verlangte von den Kardinälen, daß sie ihn in der Kirche zu Sankt Johann im Lateran krönen sollten; diese aber brachten allerlei Zweifel und Einwendungen vor, und wollten erst untersuchen, ob die Kaiserkrönung auch wol ausser der Peterskirche vorgenommen werden dürfe. Endlich schlug sich der Pöbel zu Rom, dem die kaiserlichen Völker zur Ueberlast waren, ins Mittel, und drohte den Kardinälen mit einem Tumult, falls sie die Krönung nicht beschleunigen würden. Diese Drohung bestimmte endlich den Entschluß der päbstlichen Legaten, und Heinrich wurde gekrönt.

Weil nun dem unruhigen Zustande Italiens nicht durch gelinde Mittel und friedliche Unterhandlungen abzuhelfen war, so kehrte Heinrich der VII. nunmehr seine Waffen gegen den König Robert von Neapel, und erklärte ihn, unter dem Vorwand, daß er Graf von Provence, und folglich

ein

ein Vasall des deutschen Reichs wäre, in die Acht; verlangte auch vom Pabst, daß er ihn, samt seinen Anhängern in den Bann thun sollte. Hierzu wollte sich aber der Pabst nicht verstehen, weil es dem König in Frankreich nicht gelegen war, von dem er, wie wir bereits wissen, fast gänzlich abhieng; er verlangte also vielmehr, der Kaiser solle mit Roberten Friede machen. Dem ungeachtet brachte dieser eine zahlreiche Armee zusammen, und gieng Roberten zu Leibe. Die kaiserlichgesinnte Partei versprach sich den glüklichsten Erfolg dieser Unternehmung, vorzüglich, da Heinrich ein Hülfsbündniß mit dem König Friedrich von Sicilien errichtet hatte, vermöge dessen Robert zu Wasser und zu Lande zugleich angegriffen werden sollte. Allein der Tod des Kaisers vereitelte den ganzen Plan. Er starb unvermuthet zu Buonconvento, in der Gegend von Siena. Die Art seines Todes veranlaßte Streitschriften in ältern und neuern Zeiten. Es beschuldigen nämlich gleichzeitige und glaubwürdige Skribenten den Beichtvater des Kaisers, Bernhard de Monte Pulciano, einen Dominikaner, daß er ihm bei Reichung des heiligen Abendmahls Gift beigebracht habe. *) Die Partei des Pabstes, und des Dominikanerordens hat sich zwar nach der Zeit alle ersinnliche Mühe gegeben, die Warheit dieser Geschichte zu bestreiten, ihre Gegengründe aber sind allzuseicht und unkräftig, als

*) A. C. 1313. 24 Aug.

als daß das Andenken dieser abscheulichen That dadurch aus der Geschichte vertilgt werden könnte.

Heinrich der VII. wurde also durch die meuchelmörderische List dieses Bösewichts verhindert, seine grosen Absichten auszuführen. Die Geschichtschreiber rühmen ihn einmüthig, nicht nur als einen klugen entschlossenen und tapfern Prinzen, sondern auch als einen Menschenfreund, und Beförderer aller derienigen, die sich mit guten, edlen und gemeinnüzigen Unternehmungen beschäftigten. Muß nicht ieder Rechtschaffendenkende die höllische Bosheit seiner Feinde, — dem heiligen Vater Klemens den V. selbst nicht ausgenommen — verabscheuen und verfluchen, da sie kein Bedenken trugen, die heiligste Religionshandlung zur Ermordung eines würdigen Regenten zu mißbrauchen!

V.

Geschichte Ludewigs von Baiern, und seiner Gegner, Friedrichs von Oesterreich und Karls des IV.

Heinrich der VII. hinterließ nicht nur Italien, sondern auch das deutsche Reich in grosser Verwirrung. Es dauerte über Jahresfrist, ehe sich die Reichsstände wegen einer Wahl nur einigermassen vergleichen konnten, indem sich mehrere

mächtige Fürsten um die Krone bewarben. Vorzüglich gab sich der Herzog Friedrich von Oesterreich alle Mühe. Die entgegengesezte Partei machte der König Johann von Böhmen, nebst mehrern andern geistlichen und weltlichen Reichsfürsten, worunter sich auch der Erzbischof Peter von Mainz befand. Diese wählten endlich den Herzog **Ludewig** in Baiern, die österreichische Partei hingegen den Herzog Friedrich. Jener wurde von dem Erzbischof zu Mainz, zu Aachen, *) und dieser von dem Erzbischof von Kölln, zu Bonn **) gekrönt. Und so bekam Deutschland nach einem jährigen Interregnum auf einmal zween Könige.

Hieraus entstund nun, wie leicht zu erachten, ein gefährlicher Krieg im Reich. Der König Ludewig vereinigte sich mit den Fürsten seiner Partei, nahm sich des schweizerischen Bundes gegen die Herzoge von Oesterreich an, und brachte hierdurch die Schweizer auf seine Seite. Friedrich behandelte deswegen die Schweizer als offenbare Feinde, erklärte sie in die Reichsacht, und brachte es dahin, daß der Bischof von Kostniz den Bannfluch über sie aussprach, weil sie das unter österreichischen Schuz stehende Kloster **Einsiedlen** geplündert hatten. Aber Ludewig sprach sie von der Acht, und sein Bundsgenosse, der Erzbischof Peter von Mainz vom Bann los. Indessen zog der Herzog **Leopold** von Oesterreich, Friedrichs Bruder

*) A. C. 1314. 26 Okt. **) 25 Okt.

der mit einem zahlreichen Heer gegen sie zu Felde, wurde aber bei Morgarten von den Schweizern übel empfangen, und erlitt eine gewaltige Niederlage. *) Ludewig iagte seinen Bruder, dem Pfalzgrafen Rudolf, der es mit der österreichischen Partei hielt, aus dem Lande und suchte seine Partei zu verstärken, wo er konnte, um seinen ebenfalls mächtigen Gegner Abbruch zu thun. Endlich erklärte sich das Glük für ihn, in dem Treffen bei Mühldorf an der Iser, **) welches Friedrich, wider alles Vermuthen verlor. Ludewigs Armee war schon so gut als geschlagen, und die Oesterreicher fiengen schon an die Bagage zu plündern, als plözlich eine Verstärkung der baierischen Armee, oder nach andern, ein Theil derselben der in einem Hinterhalt postirt gewesen, der Sache auf einmal eine andre Wendung gab. Friedrich wurde selbst gefangen, und an Ludewigen ausgeliefert, der ihn sofort auf das Schloß Traußniz im Sulzbachischen in gefängliche Verwahrung bringen ließ.

Unterdessen hatte nach dem Tode Klemens des V. Johann der XXII. den päbstlichen Stul bestiegen. Er war ebenfalls ein Franzose, wie sein Vorgänger, von ganz niederm Herkommen, aber von ungemeinen Geistesgaben, von welchen er iedoch gewöhnlichermassen Gebrauch machte, wie man es von einem Pabst erwarten konnte. Beide deut-

*) A. C. 1315. 16 Nov. **) 1322. 28 Sept.

deutsche Könige liessen ihm ihre Wahl melden, und suchten seine Bestätigung, aber keiner erhielt, was er suchte. Vielmehr erklärte Johann den deutschen Thron für ledig, und wollte sich der Besezung derselben oder der Verwaltung des Reichs selbst anmassen. Auf diese Veranlassung empörte sich fast ganz Italien gegen den König Ludewig, der iedoch immer solche Verfügungen zu treffen wußte, daß der Pabst und seine Partei es in Italien nicht so weit bringen konnten als sie gerne wollten. Der hierüber aufgebrachte Pabst befahl hierauf dem König Ludewig, die Regierung binnen drei Monaten niederzulegen, und sie nicht eher, als nach erhaltener päbstlicher Bestätigung, wieder anzutreten. Ludewig nahm dieses Gebot mit der Verachtung auf, die es verdiente, und als ihn der Pabst deswegen in den Bann that, appellirte er in einer öffentlichen Schrift an eine allgemeine Kirchenversammlung. Der Pabst erneuerte seine Bannflüche in den härtesten und vermessensten Ausdrücken, und bedrohte anbei iedermann, der Ludewigen für einen König erkennen würde, mit der nämlichen Strafe. Dabei ließ er es nicht bewenden, sondern er suchte sich auch unter den deutschen Fürsten einen Anhang zu machen, in der Absicht, den König von Frankreich, zu dessen zu befördernden Vortheil er sich eben in die Angelegenheiten des deutschen Reichs gemischt hatte, auf den deutschen Thron zu erheben. Er brachte auch wirklich eini-

ge.

ge auf seine Seite, besonders den Herzog Leopold von Oesterreich, der nun alle Mittel ergrif, die er zur Befreiung seines Bruders für dienlich hielt.

Inzwischen entschloß sich Ludewig selbst, seinen Gegner der bisherigen Gefangenschaft zu entlassen. Er schlos mit ihm einen Vergleich, der schon zur Zeit da er gemacht wurde, viel Streitigkeiten veranlaßte, und worüber auch noch in neuern Zeiten ein starker Schriftwechsel entstanden ist. Wir begnügen uns, das Wesentlichste davon kürzlich anzumerken. Anfangs wollte Ludewig, daß Friedrich den königlichen Titel ablegen, und sein Land von ihm zu Lehen nehmen sollte. Dieses gab aber Herzog Leopold, den der Pabst unterstüzte, durchaus nicht zu. Endlich verglichen sich Ludwig und Friedrich, zu München *) dahin, daß sie das Reich gemeinschaftlich regieren wollten. Diesen Vertrag konnten sie aber ohne Einwilligung der Reichsstände nicht schliessen, welche auch nicht erhalten werden konnte. Indessen führte Friedrich den königlichen Titel bis an sein Ende, und Ludwig fuhr ebenfalls fort seine Hoheit, als deutscher König zu behaupten. Es ist nicht unwarscheinlich daß auch Friedrich diesen Vertrag leicht würde gebrochen haben, wenn er Gelegenheit ersehen hätte, seines Gegners Meister zu werden: allein er verstarb fünf Jahre nachher.

Sobald

*) A. C. 1325. 15 Sept.

Sobald sich König Ludwig mit seinem Gegner verglichen hatte, machte er Anstalt zu einem Römerzuge. Vergeblich hatte der Pabst bereits 1316. feierlich bekannt machen lassen, daß Er und sonst niemand bei der in Deutschland vorwaltenden Vakanz Reichsverweser in Italien sei, und daß sich Niemand, bei Strafe des Banns, dieser Würde anmassen sollte. Die Städte entzogen sich zwar zum Theil der Hoheit des deutschen Reichs, wählten sich aber gemeiniglich Oberhäupter aus ihrem eignen Mittel, ohne auf die Befehle des Pabsts zu warten. Als König Ludewig 1326. den Zug nach Italien unternahm fand er mehr Vortheil als er vermuthet hatte. Mailand unterwarf sich, und hier ließ er sich die lombardische Krone aufsezen, worauf er immer weiter vorrükte. Pisa, wo man ihm die Thore nicht öfnen wollte, eroberte er, und nahm sodann seinen Marsch nach Rom.

Der aus dieser Stadt nach Avignon verlegte Sitz der Päbste war den Römern längst ein Aergerniß gewesen. Sie hatten den Pabst zu wiederholtenmalen vergeblich ersucht, daß er wieder in seine alte und eigentliche Residenz zurük kommen möchte. Unzufrieden hierüber, ergriffen sie also mit Freuden die Gelegenheit, den Pabst wieder zu kränken. Sie wählten einen gewissen Sciarra Colonna zu ihrer höchsten obrigkeitlichen Person, luden den König ein, die Kaiserkrönung zu empfangen, und dieser empfieng sie auch aus den Händen

des gedachten Kolonna, ohne Pabst oder påbstlichen Legaten. Dieses erbitterte vollends den Pabst aufs åuserste: er erneuerte seine Flůche wider den Kaiser und alle Anhånger desselben, und suchte die gesammte Christenheit wider ihn rege zu machen. Ludewig aber, anstatt sich hieran nur im geringsten zu kehren, hielt eine Versammlung des rômischen Volks, und erklårte, daß der Pabst Johann der XXII. als ein Kezer und Maieståtsschånder der påbstlichen Wůrde verlustigt zu achten wåre. Hierauf wurde ein andrer Pabst, unter dem Namen Nikolaus des V. gewåhlt.

Im Grunde aber håtte Kaiser Ludewig besser gethan, wenn er sein Augenmerk auf andre Gegenstånde gerichtet håtte, anstatt die Zeit mit dieser an sich unnůzen Feierlichkeit zu verderben. Der Pabst Johann saß sicher zu Avignon, unter dem Schuz des Kônigs in Frankreich, und bekůmmerte sich um seine zu Rom vorgenommene Entthronung so wenig, als Ludewig um seine Bannflůche. Der Kaiser hingegen mußte seiner Armee, und obendrein seinem Pabst, den er gegen den Johann gewåhlt hatte, Unterhalt verschaffen. Der Kônig Robert von Neapel, sein furchtbarster Feind in Italien hatte die Zufuhr aus seinen Landen gesperrt: mithin waren es die Rômer fast ganz allein, die den Kaiser, seinen Hofstaat, den neuen Pabst, und die Armee erhalten mußten. Sie wurden mit harten Auflagen gedrůkt, und das

kai-

kaiserliche Heer verübte, wenn es an dem Nothwendigen fehlte, allerlei Plackereien und Gewaltthätigkeiten in der Stadt und Gegend: es war also kein Wunder, wenn man sich so beschwerlicher Gäste so bald als möglich zu entledigen suchte. Da nun nichts gewisser zu vermuthen war, als eine allgemeine Empörung, so mußte Ludewig mit seiner Armee den Rükweg nach Deutschland wieder suchen. Kaum war er weg, so gieng alles wieder wie vorher. Die Pisaner vertrieben den kaiserlichen Stadthalter, und bekamen den Gegenpabst Nikolaus gefangen. Diesen lieferten sie an Johann den XXII. aus, der ihn zu ewiger Gefängniß verdammte.

Inzwischen war der König Friedrich, wie bereits gemeldet worden, mit Tode abgegangen. Ludewig konnte sich also, was die deutschen Angelegenheiten betraf, nunmehr für ziemlich sicher achten, wenn der unversöhnliche Haß des Pabstes ihm nicht immer neue Unruhen erwekt hätte. Dieser ergrif alle möglichen Gelegenheiten ihm neue Feinde auf den Hals zu hezen. Vorzüglich suchte er den König Johann von Böhmen aufzuwiegeln, der sich auch seinen Absichten gemäß bezeigte, wiewol er nicht offenbar und gewaltsam zu Werke gieng, sondern seine Macht durch allerlei schlaue Unternehmungen auszubreiten und zu verstärken suchte, wahrscheinlich um sich alsdenn Ludewigen mit mehrerer Sicherheit entgegen stellen zu können.

Ludewig aber wußte nicht nur seine Absichten von Zeit zu Zeit zu vereiteln, sondern er machte auch verschiedne Versuche, die Macht seines eignen Hauses zu vermehren und seine Lande zu erweitern. Diese Versuche aber zogen ihm den Haß verschiedner mächtigen Reichsstände zu, und waren Ursache, daß sie endlich mit dem Pabste gemeinschäftliche Sache machten, und die Absezung Ludewigs bewirken halfen.

Bei aller der Geringschäzung, womit Kaiser Ludewig die päbstlichen Bannflüche, dem Anschein nach, aufgenommen hatte, machte er doch die Aussöhnung mit dem Pabst nunmehr zu einer seinen ersten Angelegenheiten. Aber kein Anerbieten konnte den unversöhnlichen und rachgierigen Johann den XXII. bewegen, daß er sich mit dem Kaiser versöhnt, und ihn vom Bann losgesprochen hätte. Da nun Ludewig sahe, daß alles vergebens war, hielt er einen Reichstag zu Frankfurt, wo er sich bei den versammelten Ständen, über das unbillige und feindselige Betragen der Päbste, gegen seine Person und königliche Würde, und über die Ränke der Könige von Frankreich und Neapel, welche die Uneinigkeiten in Deutschland immer zu unterhalten suchten, und sich hierzu der Päbste als eines Werkzeugs bedienten; und begehrte, daß sie sich erklären möchten, wie man sich gegen diese Unternehmungen des französischen und päbstlichen Hofs verhalten solle? Die Reichsstände

erklär-

erklärten hierauf, daß er seine kaiserliche Gewalt zum Besten des Reichs anwenden könne, und nach den päbstlichen Bannflüchen nicht zu fragen habe. Weil aber die Päbste immer behaupteten, die kaiserliche Gewalt beruhe einzig und allein auf der päbstlichen Bestätigung, und dürfe ohne diese Bestätigung nicht ausgeübt werden, so berathschlagte man sich noch weiter hierüber, und so ward endlich zu Rense zwischen Mainz, Trier, Kölln, Pfalz und Baiern ein besondres Bündnis oder sogenannte **Churverein** errichtet, *) in welchen sie sich eidlich verbanden, daß sie das Ansehen und die Hoheit des Reichs, und ihre Wahl- und andre Rechte und Freiheiten, gegen ieden, wer der auch seyn möchte, behaupten wollten. Sie erklärten, daß das Reich keineswegs von den Pabst abhienge, und daß der von ihnen gewählte römische König weder der päbstlichen Bestätigung noch Krönung bedürfe, um seine kaiserlichen Rechte in Ausübung zu bringen. Sie wollten dieses als ein ewiges Reichsgesez angesehen haben, und derienige der es übertreten würde sollte als ein Verbrecher der beleidigten Maiestät behandelt werden. **) Diese Verordnung wurde auf einem zweiten Reichstag zu Frankfurt bestätigt, und

*) A. C. 1338 15 Jul.

**) H. REBDORF. ad. a. 1339. SCHMAUSS. C. Jur. Publ. A. p. 9. Olenschlagers Urkundenbuch zur Staatsgesch. des XIV. Jahrh. p. 188.

selbst dem Pabst in einem nachdrüklichen Schreiben zu wissen gethan, der aber die gefährlichen Folgen, welche diese Konstitution für das päbstliche Ansehen haben konnte, durch abermalige Bannflüche, wiewol vergebens, abzuwenden suchte.

Dem Pabst Johann war **Benedikt** der XII. und diesem **Klemens** der VI. in der päbstlichen Würde gefolgt. Klemens der sechste war ebenfalls ein Franzose und hegte gegen den Kaiser die nämlichen Gesinnungen die Johann der XXII. geäusert hatte. Vergebens war es, daß Ludewig ihm durch eine Gesandschaft zu der erlangten Würde Glük wünschen, und um die Losssprechung vom Bann anhalten ließ. Klemens forderte, er solle die Regierung niederlegen, sich der Busse, die er ihm auferlegen würde zu unterwerfen, und die Grafschaft Tirol an Böhmen zurükzugeben. Ludewig hatte diese Grafschaft durch eine Vermählung zwischen seinem Prinzen, **Ludewig**, und der Prinzeßin **Margaretha**, einer Herzogin von Kärnthen und Gräfin von Tirol an sein Haus gebracht, indem er bewürkt hatte, daß diese Margaretha von ihrem ersten Gemahl, einem Prinzen des Königs Johann von Böhmen, durch ein ordentliches Gericht, worinn er selbst den Vorsiz hatte, in aller Form geschieden wurde. Hiedurch beleidigte er sowol dem Pabst als den König in Böhmen auf das empfindlichste, indem der erste sich allein des ausschliessenden Rechts, eine solche Sa-

che zu entscheiden, anmassen wollte, und der andre sein Haus um ein beträchtliches Stük Landes gebracht sah. Daher vereinigten sich nun beide, wider den Kaiser, und Klemens der VI. erschwerte ihm die Losssprechung vom Bann auf die unerhörteste Art, blos in der Absicht um Zeit zu gewinnen, weil doch der grössere Theil der deutschen Fürsten auf Ludewigs Seite, und mit dem Vorschlag einer neuen Königswahl nicht durchzudringen war. Endlich verband sich doch der König Johann von Böhmen mit einigen andern Fürsten, die meistens seine Anverwandten waren, um seinen Prinzen, den Markgrafen Karl von Mähren in Vorschlag zu bringen. Der Pabst trat diesem Bündniß bei, und ermahnte die Reichsstände eifrigst, einen neuen König zu wählen, aus den herrlichen Gründen, „der römische Kaiser sei allezeit Beschüzer und „Vertreter des heiligen Stuls; (aduocatus sedis „apostolicae) dieses könnte und dürfte aber kein „Gebannter seyn, der, wie Kaiser Ludewig, noch „dazu halsstarrig in seinen Sünden beharre. Sie „möchten demnach bedacht seyn, dem Reich ein „neues Oberhaupt zu verschaffen, damit die Kirche ihres Beschüzers nicht so lange beraubt seyn „müßte." Er entsezte auch den Erzbischof Heinrich von Mainz, der die obbemeldete Churverein sehr eifrig befördert hatte, seiner geistlichen Würde, und vergab solche an den Grafen Gerlach von Nassau. Dieser neue Erzbischof schrieb einen

Wahltag nach Trier aus, wo sich, ausser ihm, der Erzbischof von Trier, der König von Böhmen, der Herzog Rudolf von Sachsen, und der Erzbischof von Kölln einfanden. Diese erklärten den deutschen Thron für erledigt, und wählten den Markgrafen Karl von Mähren zum König. Daß diese Wahl äuserst ungerecht, und ganz ungültig war, läßt sich schon aus den bisher angeführten Umständen ersehen.

Der mehrere Theil der deutschen Fürsten dachte auch so davon, und blieb Ludewigen getreu, und weigerte sich, Karln für einen rechtmäßig gewählten König zu erkennen. Die Bürger der Stadt Aachen verschlossen ihm die Thore, als er seinen Einzug zur Krönung halten wollte. Indessen hatte er doch die Bestätigung seiner Wahl vom Pabst erhalten, und der Erzbischof Walram von Kölln krönte ihn innerhalb seines Erzbißthums, zu Bonn. Hierauf gieng er, da sein Vater, der dem König Philipp von Frankreich, Hülfstruppen gegen die Engländer zugeführt hatte in einem Treffen bei Crespy geblieben war, nach Böhmen, um von seinem Erbreiche Besiz zu nehmen; unterstund sich auch einen Einfall in Tirol zu thun, wo er aber übel abgewiesen wurde. Wahrscheinlicher Weise würde diese unglükliche Unternehmung nicht die einzige gewesen seyn die ihm mißrathen wäre, wenn Ludewig länger gelebt hätte. Dieser hatte sich bereits in die beste Gegen-

verfas-

verfassung gesezt, und mit dem Herzog Albert von Oesterreich, wie auch mit dem König von Ungarn ein Bündniß wider seinen neuen Gegner errichtet. Indem er sich aber mit diesen Zurüstungen beschäftigte, machte ein Schlagfluß, der ihn auf der Jagd überfiel *) seinem Leben, und seiner unruhevollen Regierung plözlich ein Ende.

Es ist schon mehrmals angemerkt worden, daß den Geschichteschreibern unsers Ludewigs schwerlich in allem zu trauen ist, indem ihn einige eben so arg heruntersezen, als ihn andre loben. Wie kann es auch anders seyn? Noch immer in diesen Zeiten kein andres Geschichtbuch, als die Mönchschronik, und was kan man sich von dieser versprechen, wenn von einem Prinzen die Sprache ist, der von den Päbsten und ihrem Anhang so sehr als irgend einer seiner Vorfahren gehaßt, verfolgt, verläumdet und verflucht wurde? Dieienigen, welche seine Freunde und geschwornen Anhänger waren, erheben ihn wiederum auf Kosten der Warheit, und so muß man freilich keinem Theile zu weit trauen. Wenn wir aber die Hauptbegebenheiten seines Lebens durchgehen, so finden wir, daß seine Einsichten, seine Tapferkeit und Grosmuth ihn in die Reihe der größten deutschen Kaiser versezen. Er verachtete die Bannflüche der Päbste, sie mochten sie wiederholen, so oft sie wollten, und das war bekanntlich in ienen Zeiten

*) A. C. 1347. 11 Okt.

keine so leichte Sache als in unsern Tagen. Er war zwar ein und das andremal auf dem Punkte nachzugeben und sich dem Pabste zu unterwerfen, und wenn die Päbste nicht die Sache zu sehr übertrieben hätten, und ebenfalls etwas nachgiebiger gewesen wären, so hätte vielleicht das zwölfte Jahrhundert noch eine solche Scene gesehen, wie in vorigen Zeiten mit Heinrichen dem IV. war aufgeführt worden. Weil aber die päbstlichen Forderungen immer zu hart, und der Ton, den man dabei annahm, ganz unleidlich war, so bedachte er sich allemal wieder, und unternahm nichts, das seiner Ehre nachtheilig seyn könnte. Er vertheidigte sich gegen seinem ersten Gegenkönig als ein Held, und demüthigte ihn; dem zweiten würde er ohne Zweifel nicht weniger zu schaffen gemacht haben, wenn er länger gelebt hätte. Und wäre es ihm vielleicht in diesem Falle vom Schiksal bestimmt gewesen, daß er seinem Feind hätte weichen müssen, so war sein Tod eine Wolthat für ihn, und rettete seine Ehre. Denn nun konnte man doch von ihm sagen, daß er seine Hoheit, troz allen gegen ihn geschmiedeten Verbindungen bis an sein Ende standhaft behauptet habe. Daß er seine Staaten, oft zum Nachtheil eines andern zu erweitern suchte, tadelt man an ihm. Begieng er aber hierinnen einen Fehler, so ist es ein Fehler, den er mit einer Menge von Königen vor und nach seinen Zeiten gemein hat, und gemein haben wird,

so lang es Könige in der Welt giebt! Zudem bediente er sich hierzu nicht offenbarer Gewalt, sondern politischer Mittel, die niemand unerlaubt nennen kan. Es ist richtig, daß er sich dadurch bei denjenigen, deren Interesse durch solche Plane gekränkt wurde, verhaßt machte, und die lezten Verbindungen, die gegen ihn angesponnen wurden, veranlaßte, aber konnte denn nicht Er, der keine Gefahr scheute, sich eher einen glüklichen Ausgang, als einen widrigen versprechen?

Der bisherige Gegenkönig Ludewigs, Karl von Mähren, hatte, wie wir wissen, bei Leben desselben nie aufkommen können. Es hätte auch nicht viel gefehlt, daß er nach dem Tode Ludewigs nicht empor gekommen wäre. Die Fürsten von der Partei des verstorbenen Kaisers sahen den Thron für erledigt an, und gaben sich alle Mühe, Karln von der Thronfolge auszuschliesen. Der vom Pabste abgesezte Erzbischof Heinrich von Mainz, zog Pfalz, Sachsen und Brandenburg an sich, und diese Stände, nebst mehrern andern Fürsten, welche Karls Wahl mißbilligten, kamen zu Rense, oder in der Nähe dieses Orts, zu Lahnstein zusammen, und wählten den König **Eduard** den III. von England zu ihrem König. *) Eduard fand diesen Antrag allerdings angenehm, allein die Lage seiner Umstände nöthigte ihn, sich dafür zu bedanken, und ihn auszuschlagen. Er war eben mit Frank-

*) A. C. 1348. 7 Jan.

Frankreich in einen Krieg verwickelt, und da er diesen gerne durch einen friedlichen Vergleich beendigt hätte, machte man es ihm französischer Seits zur Hauptbedingung, ohne welche an keinen Vergleich zu denken wäre, daß er sich anheischig machen sollte, der angebotenen deutschen Krone zu entsagen. Hierauf wendeten sich die Fürsten an den Markgrafen Friedrich, mit dem Beinamen den Ernsthaften, in Meissen. Auch dieser trug Bedenken, die für ihn ausgefallene Wahl anzunehmen. Er hielt sich, im Falle, da er den Antrag der Stände annähme im Besiz seiner Markgrafschaft nicht für sicher, denn ein Krieg war unvermeidlich; und Karl war sein Nachbar. Dieser hatte ihm auch überdieses eine ansehnliche Summe, — nach einigen 10000 Mark Silbers — geboten, wenn er die angetragene Würde ausschlüge, und diese gewissen Vortheile waren dem klugen Friedrich lieber, als eine Krone, um welche er sich erst mit seinem Gegner schlagen mußte. Nunmehr wurde Graf Günther von Schwarzburg, auf einem neuerdings nach Frankfurt ausgeschriebnen Wahltage als König erwählt. Dieser Graf war hauptsächlich ein tapferer Krieger, und der vorzüglichste General des verstorbenen Kaisers Ludewig, dem er beträchtliche Dienste geleistet hatte. Die Bürger der Stadt Frankfurt liesen ihn nicht gleich anfangs in ihre Stadt einziehen, weil es in diesen Zeiten Sitte war, daß ein Gegenkönig erst

sechs

sechs Wochen und drei Tage im freien Felde kampiren, und seinen Gegner erwarten mußte. Einige behaupten, Günther habe diese volle Zeit im Feldlager vor Frankfurt verharret: andre hingegen sagen, man habe ihn auf Vorstellung der Fürsten, nach sieben Tagen eingelassen. So viel ist gewiß, daß sich Günther mit seinem Heer einige Zeit in der Gegend von Frankfurt aufhielt, und Karln erwartete, der aber nicht für gut fand, anzurücken.

Günther von Schwarzburg wurde also zu Frankfurt feierlichst erwählt. Er war ein König, wie Adolf von Nassau, dem zu Behauptung seiner Würde nichts fehlte, als Land und Einkünfte, die Hauptnerven der königlichen Gewalt. Doch war er um vieles klüger als ehedem Adolf. Er fühlte seine Schwäche, und ließ sich nicht eher wählen als bis ihm die Fürsten seiner Partei heilig versichert hatten, den Thron einmal für allemal für vakant zu erklären, und ihn selbst auf alle Weise zu unterstüzen. Nachdem alles zur Richtigkeit gebracht worden, zog Günther mit seinem Heer Karl entgegen.

Karl hatte nicht Muth, einem Feinde wie Günther, gewafnet unter die Augen zu treten. Er suchte die Sache vielmehr auf einen Vertrag einzuleiten, und bot unter andern Günthern eine Summe von 20000 Mark Silbers, zu deren Versicherung er ihm einige Städte verpfändete. Bisher hatte er sich mit den mächtigsten Fürsten seiner

Gegen=

Gegenpartei zu befreunden, und sie auf seine Seite zu bringen gesucht. Er vermählte sich mit einer Prinzeßin des Pfalzgrafens Rudolf, und gewann endlich auch den Erzbischof Heinrich von Mainz, und den Markgrafen Ludewig von Brandenburg. Der leztere nahm es auf sich, den Vergleich zwischen ihm und Günthern zu vermitteln. Günther fühlte seine Gesundheit äuserst geschwächt, er bewilligte also den Vergleich, ließ sich nach Frankfurt bringen, und begab sich förmlich des königlichen Titels, und aller Ansprüche auf die Krone. Drei Tage nach dieser Handlung starb er, *) und Karl, der Anstifter seines unglüklichen Todes, beehrte das Leichenbegängniß mit seiner Gegenwart. — Es ist unmöglich, diesen Schandflek aus der Geschichte Karls des IV. zu verwischen, denn die Geschichte spricht zu laut davon. Günthers Krankheit und Tod war die Folge eines ihm beigebrachten Gifttranks. Die Geschichtbücher haben uns sogar den Namen des Bösewichts aufbehalten, der sich zum mörderischen Werkzeug gebrauchen ließ, und der Arzt des unglüklichen Grafen war. **)

So mußte Günther von Schwarzburg bei aller seiner Tapferkeit und Klugheit durch die traurigste Erfahrung überzeugt werden, daß es besser für ihn

*) A. C. 1349. 14 Jun.

**) Er hieß Freidank, und war nach einigen ein Jude, nach andern ein jüdischer Proselyt.

ihn gewesen wäre, wenn er die streitige deutsche Krone, gleich seinen Vorgängern, Eduard und Friedrich, ausgeschlagen hätte. Man kan ihn auch nicht unter die deutschen Könige und Kaiser zählen. Denn er wurde ia nicht gekrönt, und man kan auch von ihm nicht sagen, daß er wirklich regiert habe.

Nun war Günther aus dem Wege geräumt, und die meisten mißvergnügten Fürsten gewonnen: mithin machte niemand Karln die Krone weiter streitig. Er ließ sich auch nunmehr dieselbe an dem damals gewöhnlichen Krönungsort, zu Aachen, auffsezen. Nachdem er hierauf verschiedne Händel im Reich geschlichtet hatte, rüstete er sich zu einem Römerzug, den er auch im Jahr 1354. antrat, aber wenig Ehre und Ruhm dabei einerndte. Die Faktionen und Unordnungen in Italien hatten seit dem Tode Ludewigs von Baiern mehr zu als abgenommen. Wollte nun Karl seine Hoheit behaupten, so mußte er den Zug mit einem ansehnlichen Heer unternehmen, um die Rebellen zu demüthigen und zu bestrafen. Allein er dachte fast auf gar nichts als sich zu Mailand und zu Rom krönen zu lassen, und selbst dabei vergab er recht vieles von der kaiserlichen Hoheit. Anstatt sich einige Zeitlang zu Rom aufzuhalten, und die ihm zukommenden Maiestätsrechte auszuüben, ließ er sich vom Pabst auf die schimpfliche Bedingung einschränken, daß er Rom noch am Tag seiner

ner Krönung verlassen sollte, erfüllte auch diese Bedingung wirklich, und gab den Römern, die ihm die Herrschaft über Rom antrugen, und um Wiederherstellung ihrer Freiheiten baten, wenig Gehör. Dadurch zog er sich sowol von Seiten der Deutschen, als der Italiäner die beschämendsten Vorwürfe zu. Doch kan man nicht mit dem Jesuiten **Maimbourg** sagen, daß die Verbindung Italiens mit dem deutschen Reiche damals aufgehört habe *) denn Karl übte bei allem dem seine Jurisdiktion hie und da aus, und bestellte auch vor seinem Abzug aus Italien den Kardinal **Guido di Bologna** zum kaiserlichen Statthalter, und wieß ihm die Stadt **Lucca** zur Residenz an.

Indessen bleibt es wahr, daß Karl durch seinen Römerzug dem Reich eher geschadet als genüzt habe. Er warf die herrliche Reichssazung, deren wir erwähnt haben, daß nemlich ein deutscher König in keinem Stüke vom Pabst abhange, dadurch selbst über den Haufen, daß er seine Bestätigung bei dem Pabst suchte, und sich gegen die zu erhaltende Kaiserkrönung so erniedrigende und schimpfliche Bedingungen vorschreiben ließ. Wahrscheinlicher Weise sah er den gemachten Fehler selbst ein, und fand daß es höchstnöthig wäre, die Angelegenheiten des deutschen Reichs vermittelst eines neuen Reichsgesezes zu berichtigen. Er schrieb also

*) MAIMBOVRG Histoire de la decadence de l'Empire, (Paris, 1681, 12.) gegen das Ende.

also 1355. einen Reichstag nach **Nürnberg** aus, und hier kam 1356. den 10 Januar das berühmte Reichsgesez, welches unter dem Namen der **goldnen Bulle** *) bekannt ist, größtentheils zu Stande. Drei und zwanzig Titel oder Kapitel dieser Konstitution wurden auf dem Reichstag zu Nürnberg publicirt, die sieben lezten aber wurden noch in dem nämlichen Jahr auf einem Hoflager zu **Mez** abgefaßt.

Der Hauptgegenstand der goldnen Bulle war die Königswahl und der Landfriede. In Ansehung des ersten wurde festgesezt, daß künftig sieben Fürsten, Mainz, Trier, Kölln, Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg das ausschliesende Recht haben sollten, einen römischen König zu wählen. Diese sieben Fürsten wurden nun **Kurfürsten** genennt, welche Benennung eben so viel heißt, als Wäh-

*) So wurde das schriftlich verfaßte Instrument dieser Konstitution genennt von dem daranhangenden goldnen Maiestätssiegel. Im Latein der mittlern Zeiten hieß Bulla ein Siegel. *Bulla*, sigillum seu typus sigillaris: *Bullare*, sigillo munire: *Debullare*, *Disbullare*, sigillum auellere. DV-FRESNE in Glossar. — Das Instrument der goldnen Bulle ist von mehrern berühmten Gelehrten mit Anmerkungen erläutert worden, und ist in vielen ins Fach des Staatsrechts gehörigen Werken zu lesen, besonders in Schmaussens Corpore Juris publici academico, p. 13. sqq.

Wähler oder Wahlfürsten. *) Die Rechte und Freiheiten der Kurfürsten wurden bestimmt und insonderheit ausgemacht, daß in einem Interregnum Pfalz und Sachsen das Reichsvikariat wechselsweise verwalten sollten. Zum Wahlorte wurde die Stadt Frankfurt, zum Krönungsorte aber Aachen bestimmt. Die Umstände und Feierlichkeiten bei der Königswahl und Krönung, und die Verrichtungen der sogenannten Reichs Erz- und Erbbeamten wurden vorgeschrieben, und die Befehdungen und Vergewaltigungen bei Strafe der Unehre und Acht verboten. Diesen lezten Punkt betreffend, waren die darauf abzielenden Verordnungen doch noch nicht hinreichend, dieses Unwesen gänzlich abzustellen. — Der Verfasser der goldnen Bulle war Rudolf von Friedberg, Kanzler des Kaisers, und hernachmals Bischof zu Verden.

Wir übergehen hier eine Menge von den Reichshandlungen Karls des IV. welche Belehnungen, Erbfolgestreitigkeiten u. d. g. anbetrafen, und folglich nicht in unsern Plan gehören, und bemerken nur überhaupt, daß Karls Regierung sich auf eine sehr eigennüzige Politik gründete. Die Erweiterung seiner böhmischen Lande war seine größte Angelegenheit, die er bei allen Gelegenheiten im Gesichte hatte, und es war fast kein Mittel,

*) Electores im lateinischen Original der goldnen Bulle. Das alt deutsche Wort kühren heißt so viel als wählen.

tel, das er nicht anwendete, wenn es auf die Erreichung dieser Absicht ankam. Er erweiterte auch seine Staaten ansehnlich, und brachte viele kleinere Stände dahin, daß sie ihre Herrschaft dem König in Böhmen als Lehen übertrugen und seine Lehensherrlichkeit anerkannten, daher noch die häufigen böhmischen Lehen im Reiche herstammen. Reichsangelegenheiten aber, die nicht von der Gattung waren, das etwas für Böhmen dabei gewonnen werden konnte, ließ sich der Kaiser sehr wenig anfechten. Der würdige deutsche Kaiser Maximilian; der I. nennte ihn einen Stiefvater des Reichs, und hatte vollkommen Recht. Denn alle seine Unternehmungen zielten, ob er ihnen gleich das Ansehen geben wollte, als wenn er das gemeine Beste und das Wohl des Reichs zunächst zur Absicht hätte, auf die Vergrösserung seiner Erbstaaten, und auf die Wahl seines Prinzen Wenzeslaus, den er noch bei seinem Leben die Thronfolge im deutschen Reich zu versichern gedachte. Diese zu befördern, sparte er weder Mühe noch Aufwand, vermuthlich, weil er voraus sahe, daß Wenzeslaus nach seinem Tode schwerlich auf den deutschen Thron gelangen dürfte. Er gewann die Kurfürsten durch Ertheilung besondrer Freiheiten und Rechte, — wie er denn unter andern den rheinischen Kurfürsten die Rheinzölle, die ihnen Albert der I. abgenommen hatte, wieder soll zurükgegeben haben — und durch Aufwand grosser

Geldsummen. Auf diese Weise brachte er es dahin, daß Wenzeslaus 1376. 10 Jun. einmüthig und mit allen erforderlichen Feierlichkeiten zum römischen König gewählt ward. Freilich hatte Karl in Ansehung des Wenzeslaus, der nachher, wie an seinem Orte erzählt werden soll, wieder abgesezt wurde, alle diese Bemühungen übel angewendet: indessen blieb doch die deutsche Krone auch nach der Absezung des Wenzeslaus auf seinem Hause: und so hatte er doch nicht ganz vergebens gearbeitet, ob er sich gleich wahrscheinlicher Weise nicht so sehr würde gefreuet haben, wenn er hätte in die Zukunft sehen können.

In eben diesem Zeitpunkt ereigneten sich gefährliche Zwistigkeiten in der Kirche. Wir wissen, daß es der französische Hof unter dem König Philipp dem Schönen, dem größten Intriguenmacher seiner Zeit, dazu gebracht hatte, daß die Päbste ihre Residenz von Rom nach Avignon verlegen mußten; wir wissen auch was man von Seiten dieses Hofs für Beweggründe dazu hatte und für Absichten dabei hegte. Diese Beweggründe und Absichten, samt den schädlichen Folgen, die sie insbesondre für Deutschland hatten, konnten unserm Kaiser Karl dem IV. keineswegs verborgen seyn. Er suchte also den damaligen Pabst Gregor dem XI. zu überreden, daß er von Avignon wegziehen, und seinen Siz wieder an dem alten und gewöhnlichen Orte nehmen sollte. Dieses

Ansuchen wurde von den Italiänern unterstüzt, welche gleichfalls den Pabst ersuchten, daß er durch seine Gegenwart die Ruhe in Italien wieder herstellen möchte; und so kam die Sache denn endlich zur Richtigkeit. Gregor kam nach Rom, starb aber gleich im Jahr nach seiner Ankunft. Nun theilten sich die Kardinäle in zwo Parteien, die französische und italiänische. Die Franzosen verlangten, den Absichten ihres Hofs gemäs, einen Pabst aus ihrer Nation; die Italiäner hingegen, denen es nicht anstand, daß die päbstliche Residenz vielleicht wieder ausser Italien verlegt werden sollte, machten ihrer Seits die nämliche Forderung und wollten durchaus einen Italiäner zum Pabst haben. Sie wählten auch **Urban** den VI. einen Italiäner, welchem die französische Faktion einen Prälaten aus ihrem Mittel, den Kardinal **Robert** von Genf unter dem Namen **Klemens** des VII. entgegen sezte. Jede Partei beschüzte ihren Pabst, und so bekam die Kirche zwei Oberhäupter, ein Umstand der auch für die politische Verfassung der Länder die gefährlichsten Folgen hatte. Die beiden Päbste thaten einander und ihre Anhänger wechselsweise in den Bann: wen der eine für einen König erkannte, den wollte der andre nicht dafür erkennen; ieder hezte die Häupter der Partei, die ihn unterstüzte, gegen die Häupter der Gegenpartei auf, und so entstanden allenthalben nichts als Zwistigkeiten und Kriege. Die Geistli-

chen, welche größtentheils selbst nicht wußten, wen sie angehörten, und welches Pabsts Befehlen sie Folge leisten sollten, lebten wie sie wollten, und Religion und Ordnung unter der Geistlichkeit kam gänzlich in Verfall.

Karl der IV. starb zu Prag 1378. den 29 November. Wir wissen bereits daß seine eigennüzige Staatskunst Ursache war, daß ihn die unparteiische Geschichte, wenigstens so viel das deutsche Reich anbetrift, nicht unter die guten Regenten zählt, deren Regierung das Glük des Reichs machte, das ihrem Scepter gehorchte. Viele tadeln auch an ihm, daß er seinen Prinzen, den schon erwähnten Wenzeslaus, so zu sagen, dem Reiche, vermittelst seiner Bestechungen mit Gewalt aufdrang, da er doch als Vater, mit dem Karakter des Prinzen bekannt seyn, und seine Untüchtigkeit zur Regierung weitläuftiger Staaten kennen mußte. Allein, wenn wir auch Karln in diesem Falle nicht entschuldigen, und sagen wollen, daß er aus Begierde, die Hoheit seines Hauses zu vermehren und zu erhalten, alles anwendete, die Wahl des Wenzeslaus zu bewirken, so bleibt es doch immer noch eine Frage, ob es ihm einmal im Ernste eingefallen sei, den Karakter seines Prinzen zu prüfen, und Betrachtungen darüber anzustellen. Denn Karls Karakter war selbst nichts weniger als königlich. Als Soldat betrachtet, war er das muthloseste Geschöpf, dem man den Namen eines Krie-

gers unmöglich geben kan, und seine Kabinetsentwürfe waren meistens Finanzränke. Dabei hatte er einen auserordentlichen Hang zum Pracht, und freute sich über nichts mehr, als wenn er sich in dem äuserlichen Glanze seiner Hoheit dem gaffenden Pöbel zeigen, und von den Reichs Erzbeamten bedienen lassen konnte. Ein im Allgemeinen ziemlich sicheres Kennzeichen einer niedrigen Seele, welches, wenn es an einem Regenten bemerkt wird, untrüglich ist. — Indessen hat Karl der IV. doch das nicht zu verkennende Verdienst, der Urheber des wichtigen und weisen Reichsgesezes, der goldnen Bulle, zu seyn!

VI.

Geschichte des deutschen Reichs unter den Söhnen Karls des IV. Wenzeslaus und Sigmund.

So war denn also durch Karls väterliche Vorsorge dem Wenzeslaus die Thronfolge versichert — dem dummsten, gottlosesten, grausamsten Prinzen seiner Zeiten, „den man nicht mit „einer Krone zieren, sondern unter die Schweine hätte sperren sollen.“ *) — So tröstlich spricht

*) „Dignus, qui non diadema in capite, sed laqueos gestaret — et inter porcos numerandus.„ So drükt

die Geschichte von unserm Wenzeslaus. Wir wollen uns doch, ehe wir zur kurzen Erzählung seiner Regierungsgeschichte fortschreiten, ein wenig umsehen, warum die liebe Mönchschronik, und andre Geschichtschreiber die ihr trauten, so gar jämmerlich schimpfen.

Karl der IV. hatte vom Anfang seiner Regierung bis ans Ende die Maske der Devotion vorgenommen, und bezeigte sich dem Pabst und der Geistlichkeit ungemein ergeben. Zum Krieg taugte er nichts, er richtete also durch ihre wirksame Vermittelung immer das aus, wozu er vielleicht sonst eine Armee würde nöthig gehabt haben. Durch Unterstüzung der geistlichen Fürsten, besonders des Erzbischof Gerlachs von Mainz war er auf den Thron gekommen, weswegen er auch von der Partei Günthers von Schwarzburg mit dem Prädikate eines Pfaffenkönigs beehrt wurde. Indessen befestigte er seinen Thron, so sehr er anfangs gewankt hatte; blieb der Geistlichkeit ergeben, und befand sich wol dabei. Die nämliche Verhaltungsregel gab er auch auf seinem Sterbebette seinem Sohn, und ermahnte ihn vor allen, daß er es mit der Geistlichkeit nicht verderben, sondern dieselbe vorzüglich lieben und ehren solle. Diesem Rath befolgte aber Wenzeslaus nicht. Er war vielmehr der Geistlichkeit vor andern zuwider,

und

drükt sich ein Schriftsteller späterer Zeiten aus, CVSPINIANVS in uitis Caesarum p. 193.

und ließ, wenn anders der Sache Glauben beizumessen ist, so gar seinen Beichtvater, den bekannten Johann Nepomuk, in der Muldau ersäufen, weil er nicht alle seine Thaten billigen wollte. Wenn auch diese Begebenheit nicht historisch wahr ist, so war schon die allgemeine Ueberzeugung, daß er ein Feind der Geistlichkeit sei, und eine unbillige oder unwürdige Behandlung einiger Mitglieder des geistlichen Standes hinlänglich, das Andenken des Königs Wenzeslaus zu beschimpfen, und seine Geschichte zu entstellen. Denn in diesen Zeiten nahm mans mit der Erzählung dieser oder iener Begebenheit nicht so genau; ia es schien manchem so gar recht wol gethan, wenn er einige Umstände einflicken konnte, die der Sache ein abentheuerliches Ansehen gaben, den Aberglauben des Pöbels nährten, und seinen Haß gegen die Person die man anschwärzen wollte, rege machten. Von dieser Sorte sind die Erzählungen, da man zum Beispiel für eine üble Vorbedeutung annimmt, daß das Haus abbrannte, wo man das Wasser zur Taufe Wenzels warm machte, oder wenn man sagt, er sei nicht der Sohn Karls des IV. sondern eines Schusters, gewesen, er habe den Scharfrichter seinen Gevatter genannt, und sei fast immer in dessen Gesellschaft ausgeritten, u. d. g. — Lauter Frazzen, die den nicht zu verkennenden Stempel der Mönchschronik tragen.

Inzwischen läßt sich nichts weniger behaupten, als daß Wenzeslaus ein guter Regent gewesen. Er war ein schlechter Regent, er war, um alles zu sagen, ganz und gar unfähig, ein Land zu regieren. Er hatte eine unmäßige Neigung zum Trunk; und dieses Laster mit seinen gewöhnlichen Folgen machte sein Unglük. Er trank, und bekümmerte sich nicht um die Regierungsgeschäfte; und wenn er dann, wie es unumgänglich oft kommen muste, dieser oder iener Begebenheit wegen Befehle geben sollte, so waren diese, wie man sie von einem Betrunknen erwarten kan, übereilt und grausam. Zu dem so fehlte es ihm, da er sich fast mit nichts, als den Trunk und andern demselben verwandten Lastern beschäftigte, wie man leicht denken kan, an den nöthigen Einsichten in die Lage der Geschäfte, die ihm oblagen, und nicht selten an Standhaftigkeit, seine Entschlüsse auszuführen. Und ein solcher Prinz mußte zu einer Zeit, da die gefährlichsten Unruhen zu befürchten waren, König in Deutschland seyn.

Karl der IV. hatte sich in den leztern Jahren seiner Regierung geneigter gegen die Fürsten bezeigt, als gegen die freien Städte, so daß diese zu befürchten anfiengen, die Fürsten möchten, von dem Kaiser begünstigt, sie ihrer Rechte und Freiheiten berauben. Die rheinischen und schwäbischen Städte errichteten also unter sich ein Schuzbündniß, vermöge dessen sie dieienige Stadt unter ihrem

rem Bunde, welche von einem Fürsten beeinträchtigt oder feindlich angegriffen würde, sämtlich in Schuz nehmen, und also ihre Freiheit gemeinschaftlich vertheidigen wollen. Diesem Bündnisse das in der deutschen Geschichte unter dem Namen des schwäbischen Bundes bekannt ist, sezten die Fürsten und der Adel ebenfalls Bündnisse entgegen. Wenzeslaus sah alle dem Unwesen, das aus diesen Bündnissen erfolgte, ganz geruhig zu, ja er nahm so gar sichtbarlich die Partei der verbundenen Städte und intereßirte sich bei allen Veranlassungen für sie. Als sie ihm aber zu mächtig zu werden schienen, beschloß er ihre Macht einzuschränken. Auf einer Reichsversammlung zu Nürnberg ließ er einen Landfrieden publiciren, worinn insbesondre die Errichtung fernerer Bündnisse verboten wurde. Aber hierdurch war wenig oder gar nichts ausgerichtet; die Bündnisse vermehrten sich, troz dem publicirten Landfrieden, und mit ihnen die Kriege und Befehdungen. Endlich überwog die Macht der Fürsten die Verbindungen der Städte; besonders verloren die schwäbischen Städte 1388. die Schlacht bei Weil gegen die Grafen von Würtemberg: und nunmehr trat Wenzeslaus auf die Seite der Fürsten. Doch hielt er 1389. einen Reichstag zu Eger, wo er einen allgemeinen Landfrieden errichtete, und alle Arten von Bündnissen unter den Ständen des Reichs aufhob und verbot. Aber die Irrungen und Streitigkeiten dauerten

dem

dem ohngeachtet, immer fort. Wenzeslaus gab zwar Befehle, aber es war ihm genug, daß er sie gegeben hatte, und er bekümmerte sich nachher nichts weiter um die ganze Sache. Da er also nicht standhaft über der Vollziehung seiner Verordnungen hielt, sondern seinen Lastern nachhieng, und die Regierung vernachläßigte, so gieng, seiner Befehle ohnerachtet, alles bunt durcheinander, und er selbst verlor sein ganzes Ansehen.

Bei den Reichsständen soll er sich vornämlich dadurch verhaßt gemacht haben, daß er fast immer in Böhmen blieb, und durch kein Einladen, durch keine Gesandschaft zu bewegen war, nach Deutschland zu kommen, und durch seine Gegenwart verschiednen Unordnungen abzuhelfen. Einige sagen, er habe einst dem Kurfürsten **Ruprecht** von der Pfalz, der ihn einlud, wegen gewisser Angelegenheiten ins Reich zu kommen, geantwortet haben: „die deutschen Stände hätten eben so weit zu ihm, „als er zu ihnen:“ worauf Ruprecht, als ihm dieser Bescheid vermeldet worden: gesagt haben soll: wolan, so mag dann Wenzel Herr in Böhmen bleiben, und wir werden unsre Staaten selbst zu regieren wissen. Allein dieses ist allem Ansehen nach eine von den Freunden des Kurfürsten und nachmaligen Gegenkönigs des Wenzeslaus erdichtete Sage. Karl der IV. residirte ebenfalls beinah beständig in Böhmen, ohne daß es ihm durchgängig wäre übel ausgelegt worden.

Aber

Aber nicht nur bei den Reichsständen, sondern auch bei seinen Böhmen machte sich Wenzeslaus bald verhaßt. Der Grund davon war freilich wieder seine nachläßige Regierung. Die dicke Finsterniß der Dummheit und des Aberglaubens fieng hier und da an sich in etwas aufzuklären, oder es schimmerte vielmehr ein schwacher Stral der Warheit hindurch, da die Wissenschaften, in Deutschland, und auch in Böhmen, wo Karl der IV. die Prager Universität errichtet hatte *), in mehrere Aufnahme gekommen waren. Dieses veranlaßte, daß man auch allgemach in der Religion heller zu sehen, und den Betrug der Pfaffen zu bemerken anfieng. Es entstunden verschiedentlich Disputationen, die die Reinigung der Religion von Vorurtheilen und Aberglauben zum Gegenstande hatten; besonders wollte die grosse Autorität des Pabstes nicht iedermann gefallen. Damit war aber der Klerisei ins Arge gegriffen: sie fürchteten eine weitere Aufklärung zum Nachtheil ihrer Einkünfte und Bäuche, und suchten also, wie leicht zu erachten, Himmel und Erde zu bewegen, diese Neuerungen zu unterdrüken. Hier hätte nun Wenzel, wenn er ein König nach dem Sinn der Geistlichkeit hätte seyn wollen, mit dem Schwert drein schlagen, dergleichen fürwiziges Disputiren unter den härtesten Strafen verbieten, und das Ansehen der Kirche in Glaubenssachen, besonders

die

*) A. C. 1348.

die Infallibilität des heiligen Vaters zu Rom festsezen und beschirmen sollen. Aber wie hätte Wenzeslaus Zeit zum Trinken gehabt, wenn er sich mit einem so weitläuftigen Geschäfte das so viel Aufmerksamkeit erforderte, hätte einlassen sollen? Er ließ also alles seinen Gang gehn, wie es kam, und gerieth hierdurch selbst in Verdacht, daß er nicht einmal ein ächter katholischer Christ, vielweniger ein katholischer König, und ein Beschüzer der alten Lehre sei. Seine Feinde machen ihm den Vorwurf öffentlich, daß seine Nachläßigkeit an der nachmaligen Ausbreitung der hußischen Lehre, und an allen daraus entstandenen Unglük Ursache gewesen sei, indem er, wenn er wachsamer und eifriger gewesen wäre die ganze Gährung im ersten Keim hätte ersticken können. Dazu kam noch die Begebenheit mit dem Nepomuk. Ist diese Geschichte wahr, so muß man allerdings bekennen, daß ein solches Verfahren den König bei Vornehmen und Niedern, als den abscheulichsten Tirannen der weder für den geistlichen Stand noch für die Vorrechte eines Beichtvaters die geringste Achtung hatte, verhaßt, und Furcht und Abscheu in allen Gemüthern rege zu machen. Man kan ihn auch mit Grunde seiner Grausamkeit wegen tadeln, denn es ist gewiß, daß er bei aller seiner übrigen Fahrläßigkeit in Regierungssachen, doch seine Befehle, zumal was die Befriedigung seiner Leidenschaften anbetraf, und wenn sie seinen eigentlichen Unterthanen,

nen, den Böhmen, gegeben wurden, pünktlich und streng vollzogen wissen wollte, und diejenigen, die dieses unterliessen, oder sich weigerten, hart bestrafte. Hierüber wurden also die böhmischen Landstände, und die Burger der Stadt Prag äusserst aufgebracht. Die leztern faßten sogar den Vorsaz, sich seiner Person zu bemächtigen, und führten denselben auch ohne viele Umstände aus. Wenzeslaus ward im Kloster zu Beraun, eben als er seine Andacht halten wollte, überfallen *) und gefangen nach Prag abgeführt. Hier blieb er nun funfzehn Wochen lang in einem nicht fürstlichen, sondern gemeinen Gefängniß; fand aber doch endlich Gelegenheit, aus dem Gefängniß zu entwischen, und nach seinem Schlosse Ziebrak, unweit Prag zu flüchten. Hieher gehört die Anekdote von der Bademagd Susanne. Wenzeslaus soll nämlich, während der Zeit seiner Gefängnis, die Prager um Erlaubniß, sich zuweilen baden zu dürfen, ersucht haben, welche ihm auch zugestanden worden. Als er sich nun einsmals dieser Erlaubnis bediente, und in der Muldau badete, ersahe er Gelegenheit sich den Beobachtungen seiner Wächter zu entziehen und traf eine gewisse Bademagd, Nahmens Susanne in der Gegend an, mit welcher er bereits vorher bekannt war. Diese ersuchte er, ihm zu seiner vorhabenden Flucht behülflich zu seyn, und sie brachte ihn

*) A. C. 1393.

ihn auch ganz nakend über den Fluß und auf sein Schloß Ziebrak. Es mag nun an dieser Erzählung etwas oder nichts seyn, so ist doch so viel gewiß, daß Wenzeslaus der Wache, die ihn beobachten sollte, glüklich entgieng, und sich in Freiheit sezte. Diese seine Freiheit dauerte aber nicht lange; denn gleich im folgenden Jahre wurde er auf der Jagd von einigen vornehmen Böhmen aufgehoben, und abermal nach Prag ins Gefängniß gebracht. *)

Indessen konnten sich die Stände des deutschen Reichs bei einem solchen Verfahren der Böhmen gegen ihren König, der zugleich deutscher König war, nicht ruhig verhalten. Das erste was sie thaten, war also, daß sie eine Reichsversammlung nach Frankfurt ausschrieben, und den Kurfürsten **Ruprecht** den II. von der Pfalz während der Gefangenschaft des Königs zum Reichsverweser ernennten. Von den Böhmen aber verlangten sie die Erledigung des gefangnen Königs, und drohten ihnen, daß sie sie im Weigerungsfalle mit Gewalt dazu zwingen würden. Die böhmischen Stände warteten das leztere nicht ab, sondern entledigten den Wenzeslaus wirklich seiner Gefangenschaft, und versöhnten sich mit ihm.

Nun sahe sich Wenzeslaus abermal in Freiheit, und was noch mehr war, wieder im Besiz seiner beiden Reiche. Aber er war einmal zum Regenten ver-

*) A. C. 1394.

verdorben. Izt sollte er seinen Römerzug unternehmen, um den Unruhen in Italien zu steuren. Dieser kam aber nicht zu Stande, ob er sich gleich mit dem Pabst Bonifacius dem III. einverstanden hatte, daß er in Person nach Italien kommen wolle. *) Auserdem traf er verschiedne Verfügungen, die ihn bei den Reichsständen äuserst verhaßt machten, und ihm die Beschuldigung zuzogen, daß er mit den Reichsländern nach Gefallen um-

*) Wem es besonder vorkommen sollte, daß der Pabst, dessen Vorfahren die Römerzüge der deutschen Könige sonsten, so viel in ihren Kräften stand, immer zu verhindern suchten izt darauf drang, der beliebe zu erwägen, daß sich die Lage der Päbste in Italien, seit der durch die französische Partei bewirkten Verlegung des päbstlichen Sizes, merklich verschlimmert hatte, und daß in diesem Zeitpunkte viele Grosse in Italien und viele Städte nicht viel nach dem päbstlichen Ansehen fragten, und die Einkünfte des heiligen Stuls auch bei Gelegenheit beeinträchtigten. Der heilige Vater wollte also diese durch den Römerzug und durch ein Phantom von einer königlichen Regierung, wie die kleinen Kinder mit dem Knecht Ruprecht erschreken, und im Respekt erhalten, auch vielleicht beiher einige neue königliche Verordnungen zu seinem Vortheil auswirken. Uebrigens hatte er von einem König, wie Wenzeslaus war, eben nicht viel zu befürchten, sondern würde ihn vielmehr eben so, wie ehemals Karln dem IV. widerfahren war, durch Bedingungen eingeschränkt haben.

umgienge, und des Reichs Hoheit vernachläßige und beeinträchtige. Hieher gehört sonderlich, daß er den bisherigen Statthalter des Reichs in Oberitalien, Johann Galeaz Viskonti zum Herzog von Mailand machte. In der That gab er ihm nichts als einen leeren Titel; denn Galeaz hatte schon vorher die ihm anvertrauten Länder nach seinem Gefallen, und ohne viel bei dem König Wenzeslaus anzufragen, beherrscht: er gab ihm auch sein Herzogthum keineswegs als eine souveraine Herrschaft, sondern als ein Reichslehen. Aber er unternahm die ganze Sache ohne Vorwissen und Einwilligung der Reichsstände, und ließ sich auch von dem Galeaz eine ansehnliche Geldsumme bezahlen. Dahero hieß es nunmehr allenthalben, Wenzeslaus habe dem Galeaz das Herzogthum Mailand verkauft, eine That, die man freilich einem deutschen König, der ein Mehrer des Reichs seyn soll, zu einem wichtigen Verbrechen machen konnte.

Ich will hierinn den Wenzeslaus weder vertheidigen noch verdammen. So viel bleibt gewiß, daß man viele Handlungen des Wenzeslaus nicht so gar genau würde genommen haben, wenn nicht der Haß der Geistlichkeit, und selbst die Kabalen seines eignen Bruders, Sigmund, der beinah die Triebfeder aller Unternehmungen gegen ihn war, sein Unglük befördert hätten. Sigmund hatte sich mit einer Prinzeßin des damaligen Königs in Ungarn, Ludewig, vermählt, und war dadurch

durch zum Besiz dieser Reiche gelangt. Dieses war ihm aber noch nicht genug, es gelüstete ihn auch nach den Staaten seines Bruders, und er wünschte nichts so sehnlich, als daß seine misvergnügten Unterthanen in Böhmen, nebst den Ständen des deutschen Reichs ihn seiner Kronen berauben möchten, damit er alsdann sowol seine Erbfolge in Böhmen geltend machen, als auch sich um die Thronfolge im deutschen Reich bewerben könnte. Dem Wenzeslaus selbst waren diese Absichten seines Bruders nicht verborgen. Einige Fürsten, welche den hievon zu befürchtenden bösen Folgen vorkommen wollten, vermittelten die Sache endlich dahin, daß Wenzeslaus seinen Bruder zum Vikarius im Reich ernannte, ungeachtet sich dieser damals keineswegs im Stande befand, etwas gegen dem Wenzeslaus zu unternehmen, oder die Reichsgeschäfte eifrig zu betreiben. Er hatte einen gefährlichen Krieg mit den Türken zu führen, der unglüklich für ihn ausfiel. Sein Heer ward von den Türken bei Nikopolis in Bulgarien mit grossen Verlust aus dem Felde geschlagen *) so daß er eilfertigst in das obere Ungarn zurükfliehen muste. Bald darauf brach eine Empörung gegen ihn aus, indem die Ungarn über seine Regierung unzufrieden waren, und ihn nach dem Tode seiner Gemahlin nicht mehr zum König haben wollten. Sie bemächtigten sich sogar seiner Person, und

 sezten

*) A. C. 1396. 28 Sept.

sezten ihn gefangen. Nun verwendete sich selbst Wenzeslaus für die Befreiung des Anstifters seiner ehemaligen Gefangenschaft, und für die Erhaltung seiner Krone. Die Ungarn söhnten sich auch mit Sigmunden aus, und entliessen ihn aus seiner Verwahrung.

Wir wissen bereits, zu wie vielem Unheil die Trennung der Kirche, welche immer von zween Päbsten regiert wurde, Veranlassung gab. Die Monarchen der Christenheit, denen die Folgen dieser Trennung am lästigsten waren, namentlich die Könige von **Frankreich**, **England**, **Kastilien** und Aragon, vereinigten sich also, dem Unwesen zu wehren, und die Kirche wieder zu vereinigen. Diesem Unternehmen trat auch unser Wenzeslaus bei, und reisete selbst nach **Rheims**, um sich in Person mit dem König in Frankreich darüber zu unterreden. Bei dieser Unterredung, an der auch die übrigen mitvereinigten Könige Antheil nahmen, wurde überhaupt beschlossen, daß man die beiden Päbste zur Niederlegung ihrer Würde nöthigen wolle, um alsdenn durch eine freie und einstimmige Wahl der Kardinäle beider Parteien, der Kirche ein einziges Oberhaupt zu geben. Man ließ beiden Päbsten wissen, was man vorhätte, aber keiner war zu bewegen, daß er dem Pontifikat entsagt hätte. *) Der eine davon **Bonifacius** der XI. wurde

*) Wie leicht zu erachten. — Sintemal das Pabstthum, wenn man das Zeitliche ansieht, gar ein gut

wurde dadurch gegen den König Wenzeslaus äusserst aufgebracht, und trug es nun darauf an, ihn zu stürzen. Er bediente sich aller seiner Künste, den Karakter und die Handlungen des Königs den deutschen Reichsständen recht schwarz vorzumalen, so daß sie endlich anfiengen sich insgeheim über die Absezung des Wenzeslaus und Erwählung eines neuen Königs zu berathschlagen. Bei dem allen hätt' es Wenzeslaus doch noch immer vermocht, das Wetter das sich über ihm zusammenzog, zu zertheilen, wenn er mehr an die Angelegenheiten gedacht hätte, die ihn zunächst angiengen, als an solche, die, wenn auch gleich wichtig, doch gewiß nicht so dringend waren. Auf einer Reichsversammlung, die er 1398. zu Frankfurt hielt, beschwerten sich die Kurfürsten öffentlich und in seiner Gegenwart über seine nachläßige, schlechte, und dem Reich nachtheilige Regierung. Statt diesen Beschwerden abzuhelfen, beschäftigte er sich mit dem Proiekt der Kirchenvereinigung und der Absezung der Päbste. Bonifacius der IX. arbeitete ihm daher noch eifriger entgegen, und so kam es endlich dahin, daß die Kurfürsten von Mainz, Trier, Kölln, Pfalz und Sachsen untereinander wegen der neuen Königswahl eins wurden. Die

 Wahl

gut Pfarr ist, und alle Stunden 1000. Kronen einbringt — sagte Franciscus Albanus in seinem Buch, betitelt Päbstische Anatomia (Wittenb. 1617. 4.) c. 2.

Wahl fiel auf den Herzog **Friedrich** von Braunschweig, der aber auf seiner Rükreise von Frankfurt, unweit Frizlar von dem Grafen **Heinrich von Waldek**, mit welchem er in einer alten Fehde begriffen war, feindlich angefallen und ermordet wurde. *) Auch diesen Mord mußte Wenzeslaus durch seine Gesandten, die er nach Frankfurt, wo Friedrich von Braunschweig gewählt worden war, abgeschikt hatte, angestiftet haben. Friedrich war also umgekommen, ehe er noch nur mit einiger Formalität für einen römischen König erklärt wurde: folglich können wir ihn nicht in die Reihe der deutschen Könige und Kaiser sezen.

Die Kurfürsten sezten, nach der Ermordung ihres gewählten Gegenkönigs auf einer neuen Versammlung zu **Oberlahnstein** emsig fort, auf welcher aber weder Wenzeslaus, noch seine Gesandten erschienen. Hier wurde der Kurfürst **Ruprecht** von der Pfalz zum König gewählt, nachdem er mit den Kurfürsten eine Konvention errichtet hatte, welche vorzüglich für die drei geistlichen Kurfürsten vortheilhaft war. Nachdem alles wegen der vorhabenden Wahl zur Richtigkeit gebracht worden, wurde sofort Wenzeslaus, als ein zur Regierung unfähiger und dem Reich schädlicher Regent **) seiner königlichen Würde förmlich ent-

*) A. C. 1400. im Febr.

**) ACTA depositionis Wenceslai et electionis Ruperti, regg. Rom. ap. OBRECHT. Apparat. Jur. publ.

entsezt, und seine Unterthanen von Eid und Pflicht losgezählt. Die Beweggründe seiner Absezung waren: 1) seine Nachläßigkeit in Hebung der Kirchentrennung; 2) die eigenmächtige Erhebung des Herzogs Johann Galeaz Viskonti; 3) Vernachläßigung und Vergebung verschiedener Reichsländer; ingleichen 4) des Landfriedens und 5) Grausamkeit und Völlerei. Daß aber alle diese Punkte schlecht gegründet sind, ist bereits mehrmalen hinlänglich bewiesen worden. *)

Der abgesezte Wenzeslaus hatte immer noch eine ansehnliche Partei im Reich, und würde seinem Gegner vielleicht noch zu schaffen gemacht haben, wenn er nicht zu unthätig gewesen wäre. Als sich **Ruprecht** zu Aachen wollte krönen lassen, verschlossen ihm die Bürger dieser Stadt die Thore

publ. et hist. Germ. P. I. (Arg. 1696. 4.) — Das Hauptprädikat, das sie ihm gaben, war negligens et destructor imperii — das ist, wie es Königshoven in der elsaßischen Chronik c. 11. übersezt — der nicht ein Mehrer des Reichs, als sich ein Römischer Keyser schreibet, sondern ein Mynerer (Minderer) war, und ein Verseumer, und ein unnützer Mann des heyligen Reichs, der der heyligen Kirchen und andern Landen mehr zu Unfriden als zu Friden halff.

*) Die kürzeste und bündigste Widerlegung einer vermeintlichen Rechtmäßigkeit der Absezung Wenzels findet man in der Geschichte des teutschen Reichs von C. G. H. B. I. p. 445. 446.

re und drangen auf die bereits erwähnte alte Gewohnheit, daß er vor der Stadt kampiren, und seinen Gegner erwarten sollte, blieben auch ungeachtet aller Drohungen beharrlich dabei. Der neue König ward also 1401. nicht zu Aachen, sondern zu Kölln feierlich gekrönt, und suchte sodann die Bestätigung bei dem Pabst Bonifacius dem IX. Anbei gab er zu verstehen, daß er einen Römerzug unternehmen würde, theils um sich die Kaiserkrone aufsezen zu lassen, theils den Herzog zu Mailand, Johann Galeaz zu demüthigen. Der Pabst schien anfangs diesen Plan zu genehmigen, ja er, und andre italiänische Fürsten und Städte, vorzüglich die **Florentiner**, bewilligten ihm sogar Hülfsvölker. Als aber Ruprecht wirklich nach Italien kam, änderte der Pabst seine Gesinnung, zu merklichem Nachtheil unsers Königs. Dieser war zwar mit einem Heer über die Alpen gezogen, aber es war zu schwach, als daß er damit viel hätte ausrichten können, und die versprochenen päbstlichen und florentinischen Subsidien blieben aus. Der Herzog Johann Galeaz hatte sich in guten Vertheidigungsstand gesezt, und da ihn Ruprecht dennoch angrif, schlug er das deutsche Heer in der Gegend von **Verona** *) aus dem Felde, und iagte Ruprechten bis nach **Trident** zurük. Der Pabst bezeigte auch keine Lust, ihn zu bestätigen, und zu krönen; und auf diese Weise lief die ganze

*) A. C. 1401. 21 Okt.

ganze Unternehmung fruchtlos ab. Ruprecht führte seine geschlagne Armee nach Deutschland zurük, und die Italiänischen Fürsten machten was sie wollten, ohne das Ansehen des königlichen Stattshalters zu achten, den Ruprecht gleichwol zu **Padua** zurükgelassen hatte.

Ruprecht hatte während seiner Abwesenheit seinen Prinzen **Ludewig** zum Reichsverweser gemacht, und Wenzeslaus war auch nach seiner Absezung im ruhigen Besiz seines Erbkönigreichs Böhmen geblieben. Da aber Ruprecht nach Italien gegangen war, wagte er einige Versuche, sich wieder auf den deutschen Thron zu schwingen. Anfangs schien es, als ob ihm sein Bruder, der König Sigmund von Ungarn zu dieser Unternehmung mit aller Macht beistehen würde. Sigmund kam mit einem zahlreichen Heer nach Böhmen, und machte Mine nach Italien zu gehen, und die Rechte seines Bruders zu vertheidigen. Aber es zeigte sich bald, daß der ganze Plan Sigmunds nichts als Verstellung gewesen. Denn ehe man sichs versah, ließ er seinen Bruder aufheben, und nach **Wien** in gefängliche Verwahrung bringen. Hier mußte Wenzeslaus abermal länger als ein Jahr sizen, bis er, durch Beihülfe eines Fischers, der ihm ein Seil zubrachte, sich von den Thurm, worauf er gefangen saß, herunter ließ, und in sein Königreich flüchtete. Da Sigmund mit seinem Heer indessen aus Böhmen abgezogen war, so

wurde Wenzeslaus von seinen Unterthanen gerne wieder aufgenommen.

Vergeblich hatten bisher so viele mächtige Könige an der Vereinigung der Kirche unter ein einziges Oberhaupt gearbeitet. Die Parteien waren auf keine Weise zu vereinigen, und wenn auch der Pabst der einen Partei starb, so erwählte sie doch sogleich wieder einen neuen. Vor allem weigerte sich der Pabst **Benedikt** der XIII. gegen den nun von der andern Partei **Gregor** der XII. gewählt worden war, auf die hartnäkigste Art, die päbstliche Würde niederzulegen. Da nun der König Karl der VI. von Frankreich sahe, daß mit diesem stolzen Pabst in der Güte schlechterdings nichts anzufangen sei, ließ er ihm durch Abgeordnete zu verstehen geben, daß ihm der französische Hof die Obedienz aufkündigen würde, falls er sich nicht bequemen würde, das Pontifikat niederzulegen. Auf diesen tröstlichen Bescheid kam Benedikt mit einer Bulle angezogen, in welcher er alle diejenigen verbannte, die sich seinem Gehorsam entziehen würden. Aber der Bannfluch war diesmal von schlechter Wirkung. Der König Karl erfüllte seine Drohung wirklich, und kam zugleich mit den Kardinälen beider Parteien dahin überein, daß sie eine allgemeine Kirchenversammlung nach **Pisa** ausschrieben. *) Auf diesem Concilium, welches sehr zahlreich war, und unter andern auch von unserm **Ruprecht** durch Abge-

*) A. C. 1409. 25 März.

Abgeordnete beschikt wurde, sezte man erstlich das Dekret fest, daß eine allgemeine Kirchenversammlung über den Pabst richten könne. Und so wurden nach Untersuchung der Sache Benedikt der XIII. und Gregor der VI. für Ketzer erklärt, in den Bann gethan, und ihrer Würde entsezt, und von den versammelten Kardinälen Alexander der V. gewählt.

Allein das ganze Concilium hätte, nach dem Erfolg, der die Schlüsse desselben krönte, gar füglich unterbleiben können. Die beiden abgesezten Päbste hatten noch immer ihre Anhänger, und kehrten sich wenig an die Bannflüche der Kirchenversammlung. Hatte die Kirche nun vorher zween Päbste gehabt, so waren ihrer izt gar drei, und die Verwirrung wurde folglich nur noch ärger. Ueberdieses erkannten die Väter des Conciliums den Wenzeslaus noch immer für den rechtmäßigen römischen König, und liessen dessen Gesandte zu ihren Sizungen, Ruprechts Abgeordnete hingegen wurden ausgeschlossen. Der König Ruprecht wurde hierüber so aufgebracht, daß er alle Schlüsse der Kirchenversammlung verwarf, sich durch ein Manifest bei den Reichsständen über das unbillige Verfahren der versammelten Väter beschwerte, und sie beschuldigte, daß sie nichts anders zur Absicht hätten, als die Unruhen im Reich zu nähren, und zu unterhalten. Hatte er sich demnach schon vorhero auf einem Reichstag zu Frankfurt mit ver-

schiednen

schiednen Reichsständen vereinigt den Gregor für den rechtmäßigen Pabst zu erkennen, so faßte er izt, wie leicht zu erachten, vom neuen den Entschluß, ihm getreu zu bleiben.

Ruprecht starb bald hierauf, nämlich im Jahr 1410. zu Oppenheim. Er war ein würdiger Regent, der wenigstens vielen Unordnungen im Reich, die unter Wenzels Regierung ausgebrochen waren, glüklich vorbeugte. Da er aber doch zu schwach war seinen Thron hinlänglich zu befestigen und seinem Gegner zu trozen, so konnte er sich freilich nicht in dem Glanze seiner Würde zeigen, in welchem er sich, ohne einen Gegner, würde gezeigt haben.

Die Unthätigkeit des Wenzeslaus war nunmehr zu einem so hohen Grade emporgestiegen, daß er nicht mehr daran dachte, sein Ansehen wieder geltend zu machen, ob gleich sein bisheriger Gegner nun nicht mehr lebte. Nur dieses einzige wünschte er, daß sein Bruder Sigmund nicht auf den deutschen Thron gelangen möchte, mit dem er noch immer uneinig war. Er gab vielmehr seine Stimme dem Markgrafen Jobst von Mähren. Der Kurfürst Johann von Mainz schrieb einen Wahltag nach Frankfurt aus. Mit der Wahl selbst aber gieng es anfangs sehr schwierig und streitig her, weil verschiedne Stände, besonders der Kurfürst von Sachsen, und selbst der ersterwähnte Markgraf Jobst den Wenzeslaus noch immer

für

für den rechtmäßigen deutschen König hielten. Allein dem ungeachtet wurde der König Sigmund von Ungarn von einem Theil der Kurfürsten zum römischen König erwählt und seine Wahl dem ganzen Reich bekannt gemacht. *) Einige Tage nach dieser Wahl kamen die böhmischen und sächsischen Gesandten zu Frankfurt an, und wählten, nebst Mainz und Kölln den Markgrafen Jobst von Mähren. **) Nun hatte, da man den Wenzeslaus noch immer mitrechnen muß, das Reich eben so viel Oberhäupter als die Kirche, und diese Unordnung würde gewiß üble Folgen nach sich gezogen haben, wenn nicht Jobst, ein sehr beiahrter Herr, bald mit Tode abgegangen wäre. Nunmehr brachte endlich Sigmund einen Vergleich mit dem Kurfürsten von Mainz zu Stande, und wurde auf dessen Veranstaltung zum zweitenmal gewählt. ***) und bald darauf zu Aachen gekrönt. Auch mit seinem Bruder Wenzeslaus verglich sich Sigmund, vorzüglich auf die Bedingung, daß dieser im Besiz des Königreichs Böhmen ungekränkt verbleiben sollte.

Sigmunds erste Unternehmung war ein Zug nach Italien, so wol um die dortigen Unruhen zu dämpfen, als sich mit dem Pabst Johann dem XXIII. wegen Beilegung der Kirchenstreitigkeiten zu unterreden. Der Pabst Johann war damals sehr im Gedränge. Er hatte die Partei **Ludwigs** des II.

von

*) A. C. 1410. 20 Sept. **) 1 Okt. ***) 1411. 21 Jul.

von Anjou, den er für den rechtmäsigen König von Neapel hielt, gegen den rechtmäsigen König Ladislav genommen, war aber von diesem an der Spize einer Armee heimgesucht, und gezwungen worden seine Zuflucht zu den Florentinern zu nehmen. Da er nun wußte, daß der König Sigmund mit seinen Völkern in Bereitschaft stünde, in Italien einzurucken, so schikte er zween Legaten an ihn, die sich mit ihm wegen einer Kirchenversammlung und des Orts derselbigen besprechen, und ihm zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Pabst einladen sollten, welche auch endlich, nachdem die hauptsächlichsten Streitigkeiten, so gut sichs thun ließ, waren beigelegt worden zu Lodi im Mailändischen erfolgte. Was den Ort betraf, wo die Kirchenversammlung gehalten werden sollte, so bestimmte Sigmund hierzu die Stadt Kostniz: wogegen der Pabst viele Einwendungen machte. Sigmund aber bestand durchaus darauf, daß Kostniz für eine allgemeine Kirchenversammlung der gelegenste Ort wäre, indem die Abgeordneten der verschiedenen Nationen hier am ersten und füglichsten zusammen kommen könnten. Der Pabst gab also nach, und schrieb das allgemeine Concilium auf den November des Jahrs 1414 nach Kostniz aus.

In der That befand sich die christliche Kirche damals in einer bedenklichen Lage. Drei Päbste, von welchen immer der eine den andern verkezerte,

ver-

verbannte und verfluchte, und ihm im Angesicht der ganzen Christenheit die abscheulichsten Laster vorwarf — die überhandnehmenden Gaukeleien und Geldschneidereien der Priester und Mönche, und die Ränke, womit die höhere Geistlichkeit ihre Einkünfte zu erhöhen trachtete; — die Kriege, Befehdungen und Räubereien, die dadurch veranlaßt wurden — alles dieses Unwesen mußte nothwendig der Religion den gänzlichen Verfall drohen. Derjenige mußte entweder ausserordentlich dumm seyn, oder von dem, was in der Welt vorgieng, gar nichts wissen, der diese Päbste, Prälaten, Priester und Mönche für ächte und würdige Priester der Religion Jesu Christi halten konnte. Dieses, und die wiederauflebende Kultur der Wissenschaften, verursachte daß viele, die zu übereilt von den unwürdigen Dienern der Religion, und von den eingeschlichnen abergläubischen Misbräuchen auf die Religion selbst schlossen, ein Gespötte daraus machten, oder doch gegen alles was Religion hieß sehr gleichgültig waren. In der Geistlichkeit und ihren Anhängern die der Eigennuz auf ihre Seite gezogen hatte, tobte der Verfolgungsgeist, weil sie eine Abnahme ihrer Einkünfte befürchteten, und nur wenige rechtschaffene und einsichtsvolle Männer beseufzten im Stillen den Verfall der Religion, und sahen wol ein, daß diesem nur durch eine Reformation vom Grunde aus, könne abgeholfen werden. Aber keiner

wollte Hand ans Werk legen, und sein Leben dem herrschenden Fanatismus aufopfern.

Endlich wagte es ein Engländer, Wikleff, und nach ihm ein böhmischer Gelehrter, Johann Huß, Säze zu lehren, welche in der Christenheit Aufsehen machen mußten. Diese Säze waren hauptsächlich, 1) daß Christus und nicht der Pabst das Oberhaupt der Kirchen wäre, und daß 2) der Geistlichkeit durchaus keine weltliche Gewalt zustünde. Uebrigens empfahlen sie das Lesen der Bibel, und ihre Lehren waren hauptsächlich der unumschränkten Autorität des Pabsts, seiner Infallibilität, u. d. g. entgegen. Es versteht sich von selbst daß dergleichen Lehren der geweihten Schaar schlechterdings nicht gefallen konnten, und daß ihre Bäuche in Gefahr stunden geschmeidiger zu werden, wenn dergleichen kezerische Lehre nicht schleunigst unterdrükt würde. Das schlimmste aber war, daß sie gegen Hußen nicht gleich so agiren konnten, wie sie wol gewollt hätten. Huß stand in besondern Gnaden bei dem König Wenzeslaus, war Doktor der Theologie und Professor an der Prager Universität, und Beichtvater der Königin. Der Erzbischof zu Prag und die Universität widersezten sich ihm zwar mit allem Eifer, aber sie vermochten nichts auszurichten, und Huß lehrte mit vielem Beifall unter dem Schuz seines Königs. Seine Lehre breitete sich auch ausserhalb Böhmen aus, zu nicht geringem Verdruß des Pabsts und

seiner

seiner Klerisei, die sich eifrig angelegen seyn ließ, seine Lehre zu unterdrücken, und ihn aus dem Weg zu räumen. Der Pabst Johann der XXIII. sprach im Jahr 1412. auf einer Versammlung zu Rom über ihn als einen Kezer den Bannfluch aus, welchen aber Huß, seinen Lehrsäzen gemäß, verachtete, und sich dagegen auf eine allgemeine Kirchenversammlung berief, die seine Sache untersuchen und entscheiden sollte. Daran that er zwar eben nicht übel: aber was konnte er wol für ein unpartheiisches Urtheil von einer Versammlung erwarten, auf welcher der Pabst der ihn bereits in den Bann gethan hatte und die päbstliche Klerisei, alles seine abgesagten Feinde, das grosse Wort führten? Noch mehr war es von ihm gewagt, daß er persönlich auf dem Concilium erschien, wo er auf die unwürdigste Art behandelt wurde, und den grausamsten Martertod sterben mußte, wie an seinem Orte erzählt werden soll. Ueberdieses hatte er sich auch durch einen Vorfall den er veranlaßte, selbst in Böhmen nicht wenig Feinde gemacht. Er brachte nämlich bei dem König Wenzeslaus eine Verordnung aus, vermöge welcher bei einer Rektorwahl auf der Universität zu Prag, die Magister der böhmischen Nation drei Stimmen, und die sächsische, baierische, und polnische Nation zusammen nur eine Stimme haben sollten. Dieses brachte aber die Magister der drei fremden Nationen dergestalt auf, daß sie insgesamt Prag verliessen, und

 mit

mit ihnen zogen auch einige tausend Studenten von der Universität ab. Der damalige Markgraf von Meissen, Friedrich der Streitbare gieng eben damals mit Errichtung einer neuen Universität um, und nahm also diese Leute mit Freuden auf, kam auch mit der Errichtung seiner Universität, die er nach dem Muster der Prager auf vier Nationen, die sächsische, meißnische, baierische und polnische, deren iede ihre besondern Lehrer hatte, einrichtete, bald zu Stande, so daß sie bereits im Jahr 1409. den 2 December mit vielen Feierlichkeiten eingeweiht werden konnte. So machte sich Huß, so patriotisch übrigens diese Handlung war, dadurch nicht wenigere, ia mehrere Feinde, als er Freunde und Anhänger hatte.

Nun war das Kostnizer Concilium ausgeschrieben worden. Der Hauptgegenstand desselben sollte freilich die Reformation der Kirche seyn, und bei unserm König Sigmund war sie es auch wirklich, aber bei dem Pabste und seiner Partei war es nichts als ein blosser Vorwand. Man suchte vielmehr nichts eifriger, als den gefährlichen Mann, dessen Lehren der päbstlichen Partei so wehe thaten, zu stürzen, und seine Lehrsäze, wo möglich, auszurotten. In dieser Absicht wurde Huß vorgeladen, vor dem Concilium zu erscheinen, und allda seine Lehrgrundsäze zu rechtfertigen. Da er sich selbst auf eine solche Untersuchung berufen hatte, so konnte er freilich nicht wol wegbleiben, oh-

ne in den Verdacht einer ungerechten Sache zu gerathen, wenigstens würden seine Feinde dieses laut gesagt haben, um ihm, wenn sie ihn nicht in ihre Gewalt hätten bringen können, doch auf einer andern Seite beizukommen. Er entschloß sich also, persönlich zu Kostniz zu erscheinen. Weil er aber doch nicht ohne Grund besorgte, er möchte, als ein Gebannter, unterwegs nicht sicher seyn können, so wirkte er sich von dem römischen König einen Geleitsbrief aus, und so reiste er, in Begleitung einiger seiner Freunde nach Kostniz.

Daselbst kam auch der König Sigmund, der sich inzwischen nebst seiner Gemahlin zu Aachen hatte krönen lassen, an, nachdem der Pabst Johann der XXIII. diese sehr zahlreiche Kirchenversammlung *) bereits mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten eröfnet hatte. Er machte selbsten, den historischen Nachrichten zu Folge, den Präsidenten dabei, welches man aber freilich nur in Hinsicht auf die weltlichen Beisizer des Conciliums gelten lassen kan, wenn man in Erwägung zieht, daß der Pabst gegenwärtig war, und daß die versammelten Väter ihre Seßionen nicht nach seinem Willen, sondern vielmehr nach ihren eignen Absichten einrichteten. Sigmund wollte mit der Reforma-

*) Es sollen auf demselben 22 Kardinäle, 20 Erzbischöfe, 92 Bischöfe, 124 Aebte, 19 weltliche Fürsten, 83 Grafen und 250 Doktoren gegenwärtig gewesen seyn.

tion der Kirche, an Haupt und Gliedern, anfangen, die Klerisei hingegen machte den Anfang mit der Rezerei, einem Punkte, der sie weit mehr intereßirte, als die Reformation. Johann Huß wurde demnach, und zwar ehe noch Sigmund angekommen war, von dem Pabst und den Kardinälen und Bischöfen vorgeladen, und da er auf seiner Lehre bestand, und von keinem Widerruf hören wollte, sofort zur gefänglichen Haft gebracht. Nachdem der König von diesem Verfahren war benachrichtigt worden, verlangte er, für die Ehre seines königlichen Worts und Geleitsbriefs besorgt, ausdrüklich, man solle Hußen auf freien Fuß stellen. Als er aber nachher selbst ankam, wußten ihn Hußens Feinde, besonders die Klerisei, durch allerlei Ueberredungskünste begreiflich zu machen, daß man nicht schuldig sei, einem **Rezer Wort zu halten**. *) Er ließ ihnen also völlige Freiheit, in dieser Sache nach ihren Willen zu verfahren. Weil nun Huß auf seinen Meinungen standhaft blieb, und nicht zum Widerruf zu bewegen war, so fällte ihm das Concilium das harte Urtheil, daß er, als ein hartnäkiger Kezer seiner geistlichen Würde entsezt, und samt seinen Büchern verbrannt werden sollte. Dieser ungerechte Spruch wurde auch im Jahr 1415. den 26 Julius an ihm wirklich vollzogen. Erst ward er, in der Kirche mit vielem Gepräng **degradirt**, oder seiner geistlichen Würde

*) Haereticis non est seruanda fides!

Würde entsezt, und die abscheulichen Buben, die diese Ceremonie verrichteten, hatten die ruchlose und gotteslästerliche Dreistigkeit, seine Seele formaliter **dem Teufel** zu übergeben. Man überlieferte ihn hierauf der weltlichen Obrigkeit, die ihn durch ihre Diener zum Scheiterhaufen führen ließ. Er stand die grausame Marter mit der Sanftmuth und Standhaftigkeit eines Martirers der ersten Kirche aus. *) Das nämliche traurige Schiksal traf im folgenden Jahr, am 30 Mai auch den **Hieronymus von Prag**, einen treuen Freund Hußens und starken Vertheidiger seiner Lehre, der auf die nämliche Art wie dieser, sein Leben beschliesen muste.

So wenig nüzte Hußen das von Sigmunden ihm akkordirte sichere Geleite. In der That bringt auch diese Geschichte unserm Sigmund keine Ehre, und das gelindeste Urtheil, das man diesfalls von ihm fällen kan, ist, daß er sich in dieser Sache als ein schwacher Regent erwiesen habe; denn nur ein solcher kan seine Ehre dem rachgierigen Fanatismus der Klerisei aufopfern. Daß ein niederträchtiger Sklave des Pabsts, ein **Eccius** **) vor zweihundert und drei und sechzig Jahren, den Apologeten Sigmunds zu machen sich unterstund,

 das

*) *Narratio* de condemnatione et supplicio *Jo. Huss.*, in ei. Opp. T. II. ed. Norimb. 1558. f.

**) Eccius Entschuldigung des Concilii zu Kostniz, Sigismundi, und des deutschen Adels, Leipz. 1520. 4.

das kan niemanden wunderbar vorkommen; daß aber auch in unserm Jahrhunderte Männer, — und zwar keine Katholiken, auf den Einfall gerathen sind, das nämliche zu thun, — was sollen wir hiervon sagen? Weiter nichts, als daß sie vielleicht einen Versuch machen wollten, ob eine schlechte Sache gut zu vertheidigen sei? Die Entschuldigung, daß Sigmund sich gezwungen sahe, den Vätern des Conciliums dieses Opfer zu bringen, weil vielleicht sonst die ganze Versammlung würde auseinander gegangen seyn, ist höchst armselig, und beweist, wenn sie ia etwas beweisen soll, nichts, als daß er zu schwach war, seine Würde gegen die Klerisei zu behaupten. Ob die Versammlung sich darum getrennt haben würde, bleibt immer noch ein Vielleicht; und wurde denn wol der intendirte Reformationsplan wirklich durchgesezt? Ausser der Absezung der drei Päbste, und der Einschränkung des Kirchenregiments auf ein einziges Oberhaupt kam doch nichts zu Stande, und das war immer noch der kleinste Schritt zur eigentlichen Reformation. Eine so gemeinnüzige Kirchenversammlung verdiente es freilich, daß man ihr das Leben zweier rechtschafnen Männer auf eine so grausame Weise aufopferte!

Nunmehro mußte man doch auch, um die weltlichen Fürsten zufrieden zu stellen, Mine machen, als ob man Hand an das Reformationswerk legen wollte. Man beschloß daher, daß alle drei Päbste

ihre Würde niederlegen sollten, damit eine neue Pabstswahl veranstaltet werden könnte. Gregor der XII. der schon sehr beiahrt war, machte nun nicht mehr besondre Schwierigkeiten; er versprach, das Pontifikat freiwillig abzulegen, und bedingte sich dagegen die erste Kardinalswürde aus. Mit Benedikt dem XIII. hofte man ebenfalls fertig zu werden; allein mit dem auf der Versammlung gegenwärtigen Johann dem XXIII. brauchte es mehr Behutsamkeit. Um diesen ebenfalls zur Ceßion zu bringen, wurde ein Dekret gemacht, daß nicht nur die höhere Geistlichkeit, sondern auch die übrigen Beisizer einer Kirchenversammlung eine Stimme haben sollten. Da hierdurch seine Macht nicht wenig entkräftet wurde, so sah' er sich endlich genöthigt, nachzugeben, und da man forderte, daß er sich nun seiner Würde begeben sollte, verstand er sich ohne Umstände dazu. Er ließ sich aber diesen Entschluß bald wieder gereuen, und fieng an allerlei Kabalen zu spielen, durch welche er die Mitglieder des Conciliums uneinig zu machen und das Concilium selbst zu trennen gedachte. Da er aber nichts ausrichtete, so beschloß er, Kostniz insgeheim zu verlassen, wozu aber auch viel Behutsamkeit erfordert wurde, weil man nunmehr sehr aufmerksam auf ihn war, auch bereits davon gesprochen hatte, daß man ihn gefangen sezen wollte. Indessen war ihm der Herzog Friedrich von Oesterreich, sein groser Freund, zur Ausführung

seines Vorhabens behülflich. Dieser gab der ganzen erhabnen Kirchenversammlung ausserhalb der Stadt Kosnitz ein groses Festin, und während daß die Herren lustig und guter Dinge waren, wischte der heilige Vater, unter der Maske eines reitenden Boten davon, und nach Schafhausen. Diese Retirade verursachte viel Aufsehens, und hätte beinah das ganze Concilium getrennt. Endlich besann man sich doch eines andern. Die Kirchenversammlung behauptete ihre Rechte über den Pabst, und citirte ihn nicht allein vor ihren Richterstul, sondern schikte ihm auch Abgeordnete nach, welche ihn von Freiburg, wohin er sich nunmehr geflüchtet hatte, mit Gewalt zurükholen sollten. Sie hoben ihn auch wirklich auf, und überlieferten ihn der Kirchenversammlung, die ihn nach einem förmlichen Proceß dahin verurtheilte, daß er der päbstlichen Würde entsezt seyn, und dem König Sigmund zur Verwahrung übergeben werden sollte.

Nun galt es dem dritten Pabst, nämlich **Benedikt** dem XIII. Dieser stellte sich aber, ohngeachtet sich Sigmund alle Mühe gab, ihn zu bewegen, und zu dem Ende sogar bis nach **Perpignan** zu ihm reisete, gewaltig ungeberdig, und wollte die Superiorität des Conciliums durchaus nicht anerkennen. Allein da man sich einmal vorgesezt hatte, die Vereinigung der Kirche unter Ein Haupt mit Ernst zu betreiben, so half ihm sein Sträuben nicht

viel,

viel, sondern die Folge davon war, daß alle seine bisherigen Anhänger ihm den Gehorsam völlig aufkündigten. Das Concilium hatte also nunmehr izt freie Hand, und Benedikt der XIII. wurde, da er auf wiederholte Citation nicht erschien, der päbstlichen Würde förmlich entsezt.

Hierauf rüstete sich das heilige Kollegium zu einer neuen Pabstwahl. Aber der König Sigmund wollte noch vor derselben das so lang gewünschte Reformationswerk zu Stande gebracht wissen. Dies wollten die Kardinäle nicht, und so kam es zu neuen Streitigkeiten. Endlich muste er doch nachgeben, er that es aber unter der ausdrüklichen Bedingung, daß der neue Pabst gleich nach seiner Wahl die Reformation vornehmen sollte. Es wurde feierlich versprochen, und so gar die Artikel der vorzunehmenden Reformation festgesezt. Alsdann wurde zur Pabstwahl Anstalt gemacht, und der Kardinal **Otto Colonna**, ein Römer, unter dem Namen **Martin** des V. gewählt. Nach seiner Krönung ersuchte man ihn einmüthig, das Reformationswerk vorzunehmen. Aber Meister Martin war zu schlau dazu, daß er Lust bezeigt hätte, dieses Geschäfte im Ernste zu betreiben, dessen Beendigung auch seiner Hoheit Einschränkung drohte. Nachdem er den Samen der Zwietracht und Uneinigkeit unter den verschiednen Nationen die das Concilium ausmachten, besten Fleisses ausgestreut, und einige Konstitutionen publicirt hatte, die im

Grunde wenig oder nichts nüzten, erklärte er, daß er den im Betref der Reformation abgefaßten Artikeln vollkommen Genüge geleistet hätte, und damit hob er die Kirchenversammlung auf, und zog nach Rom, ganz vergnügt, daß er seine Rolle so herrlich gespielt hatte.

So gieng das Kostnizer Concilium, das so viel Aufsehen und Erwartung in der ganzen Christenheit erregt hatte, auseinander. Wenn man die prächtigen Aufzüge und Feierlichkeiten, die dabei veranstaltet wurden, aber keinesweges zu der eigentlichen Absicht der Versammlung gehörten, abrechnet, so wurde nichts auf derselben verhandelt, das den grosen Erwartungen, die man sich allenthalben machte, entsprochen hätte, und einer Zeit von beinahe fünf Jahren würdig gewesen wäre. Das klägliche Trauerspiel mit Johann Huß und Hieronymus von Prag, die Hebung der bisherigen Trennung unter den Päbsten, die Pabstwahl, und einige Reichshandlungen, die Sigmund während dieser Zeit unternahm, waren alle Beschäftigung einer Kirchenversammlung die aus ganz andern Absichten war zusammen berufen worden. Die übrige Zeit wurde mit Schwelgerei und Ueppigkeit verdorben, wie denn die Geschichte bezeugt, daß dieses Concilium einem Hoflager überhaupt ähnlicher gewesen, als einer heiligen Kongregation, die für die Reinigung der Religion, und für das

Wohl der ganzen Christenheit sorgen sollte. *) Und die Folgen davon waren so kläglich, daß ganz Deutschland Ursache hatte zu wünschen, daß dieses Concilium gänzlich hätte unterbleiben mögen.

Die grausame Hinrichtung Hußens und seines Freunds verursachte bei seinen Anhängern, vornämlich in Böhmen, gewaltige Erbitterung. Er hatte unter andern auch gelehrt, daß der Genuß des Kelchs im heiligen Abendmahl, welchen die römische Kirche bekanntlich nur den Priestern erlaubt, den Laien keineswegs verwehrt werden dürfe. Nun hatte das Concilium diese Lehre neuerdings, nebst den übrigen hußischen Säzen völlig verworfen, und als Kezerei verdammt. Hußens Anhänger aber bestanden dem ungeachtet darauf, und wollten sich den Dekreten der Kirchenversammlung durchaus nicht unterwerfen. Ihre Partei verstärkte sich täglich, und der unthätige Wenzeslaus war nicht der Regent, der ihre Bewegungen zu unterdrücken vermochte. Doch verbot er ihnen den Gebrauch des Abendmals unter beiden Gestalten. Hier-

*) Ausser denen erforderlichen Personen hatten sich auch eine grosse Menge liederlicher Weibspersonen, Gaukler, Tänzer, Pfeifer und Schalksnarren zu Kostniz eingefunden, die Kirchenversammlung zu besuchen und die versammelten Väter mit ihrer kurzweiligen Handthierung zu belustigen. — Cf. Ulr. von Reichenthal Concilium so gehalten ist zu Kostniz des Jahrs 1414. 1534. f.

Hierüber aufgebracht verliessen sie, an 40000 stark, die Stadt Prag, und liessen sich auf dem Berg Tabor, im bechischen Kreise, wo hernach die Stadt Tabor angebaut wurde, und wovon diese Partei den Namen des **Taboriten** erhielt nieder. Hier hielten sie ihren Gottesdienst nach ihrem Glaubensbekenntnisse, und errichteten einen Bund, Hußens Lehre bis in den Tod zu vertheidigen. Auch nach ihrem Abzug vermehrte sich die hußische Partei in Prag vom neuen, so daß endlich Wenzeslaus unwillig wurde, und einen Befehl ausgehen ließ, sie nicht weiter zu dulden. Dieser Befehl veranlaßte einen entsezlichen Tumult zu Prag, der vielen Vornehmen und selbst dem König Wenzeslaus das Leben kostete. Denn dieser Vorfall brachte ihn so heftig auf, daß ihn der Schlag rührte, woran er nach wenigen Tagen den Geist aufgab. *) Die Königin **Sophia** nahm hierauf ihre Zuflucht zu Sigmunden, und ersuchte ihn um schleunige Hülfe: allein er war eben wieder mit einem Türkenkriege beschäftigt, der ihn hinderte, so eilfertig in Böhmen einzurüken, als es die Noth erforderte. Inzwischen verbanden sich die meisten Böhmen, ihn nicht für ihren König zu erkennen. Vergebens war es, daß der Pabst Martin das Kreuz wider die Hußiten predigen ließ, und alles in Bewegung zu sezen suchte, den Verheerungen, womit sie allen ihren Feinden drohten, Einhalt zu thun. Sie erneuer.

*) A. C. 1419. 16 Aug.

neuerten ihr Bündniß, formirten ein fürchterliches Heer, und Johann Ziska, ein tapferer und geübter Krieger, stellte sich an ihre Spize, übte sie in den Waffen, und sezte sich und sein Heer in den besten Vertheidigungsstand.

Auf der andern Seite rüstete sich auch der König Sigmund, die aufrührischen Böhmen zum Gehorsam zu bringen. Er brachte in Ungarn und im deutschen Reich eine nicht minder zahlreiche Armee auf, und viele Reichsfürsten begleiteten ihn persönlich auf diesem Feldzuge. Das erste was er unternahm, war die Belagerung von Prag. Allein ob er sich gleich eines Theils der Stadt, der sogenannten **kleinen** Seite nebst dem dortigen Schlosse bemächtigt hatte, konnte er doch die völlige Eroberung nicht zu Stande bringen, und hatte sogar das Unglük, daß sein Lager in Brand gestekt wurde. Er mußte demnach die Belagerung aufheben, doch ließ er sich noch in dem Theil der Stadt, den er erobert hatte, zum König von Böhmen krönen. Hierauf bemühte er sich, seine Truppen ansehnlich zu verstärken, und die Böhmen, besonders die Prager, trugen ihre Krone, dem damaligen König in Polen, **Vladislaus Jagello** an. Als sie dieser aber ausschlug, errichteten sie eine Art von Staatsrath, der die Reichsangelegenheiten so lange besorgen sollte, bis sie einen König würden gewählt haben. Indessen war Sigmund mit einer neuen Macht im Anzug. Ziska

verlor

verlor den Muth nicht, obgleich die Prager und Taboriten izt selbst untereinander uneinig geworden waren. Er ermahnte sie, daß sie sich dem anrükenden Feind mit vereinten Kräften widersezen sollten, und erwartete Sigmunden mit tapfern Muth. Beide Heere rükten bei Deutschbrod zusammen, und Sigmund wurde gänzlich aus dem Felde geschlagen, *) und muste sich, nachdem seine Armee eine grosse Niederlage erlitten hatte, nach Iglau ziehen. Hierauf schrieb er einen Reichstag nach Nürnberg aus um von den Ständen die Reichshülfe gegen die Böhmen zu erhalten. Diese wurde zwar bewilligt, aber Sigmund konnte den Feldzug doch nicht so bald eröfnen, als er gewollt hatte. Indessen war es sehr vortheilhaft für ihn, daß sich die Hußiten bald selbst in verschiedene Partheien zertheilten, und in Uneinigkeit geriethen. Die Prager trugen die böhmische Krone, einem litthauischen Prinzen, Sigmund **Koribut** an. Damit waren aber die übrigen böhmischen Stände nicht zufrieden, und der bereits erwähnte **Ziska**, dem insgemein Schuld gegeben wird, daß er die Absicht gehabt habe, sich selbst auf den Thron zu schwingen, nährte die Uneinigkeit so viel er konnte, und behandelte sogar die Prager, und ihren neugewählten König, als ein offenbarer Feind. Er ließ nicht eher nach, bis er ihn aus Böhmen veriagt, und die Prager gezwungen hatte, um Friede

*) A. C. 1422. den 8 Jan.

Friede zu bitten, den er ihnen unter der Bedingung zugestand, daß sie sich mit ihm vereinigen, und den Krieg gegen den deutschen König Sigmund gemeinschaftlich führen sollten.

Dieser bekam zwar, vermittelst der unter den Böhmen entstandenen Zwistigkeiten ziemlich Zeit, sich in Gegenverfassung zu sezen; der Tod befreite ihn überdieses von seinem gefährlichen Feind, dem tapfern Ziska, als welcher im Jahre 1424. von der Pest weggeraft wurde, allein die Sachen bekamen bei dem allen immer ein bedenklicheres Ansehen. Die einmal in Gährung gerathenen Böhmen breiteten sich auch ausserhalb ihres Landes aus, und verübten im Reich, wo sie hinkamen, besonders in den sächsischen Landen, die ärgsten Gräuelthaten und Verwüstungen. Sigmund hielt zwar 1426. abermal einen Reichstag zu Nürnberg, auf welchem ihm eine ansehnliche Reichshülfe wider die Böhmen bewilligt wurde, allein noch ehe diese bewilligten Hülfstruppen aufgebracht werden konnten, schlugen die Böhmen das königliche Heer bei Außig mit grossem Verlust aus dem Felde. Es wird berichtet, daß von 20000 Mann, mehrentheils Sachsen, aus welchen diese Armee bestand, gegen 12000 ihr Grab auf dem Schlachtfelde, und zwar durch Verrätherei oder Feigheit ihres eignen Generals, gefunden haben. Nun war der Name der Hußiten und Böhmen der allgemeine Schrecken Deutschlands, und sie würden

Mord

Mord und Verheerung noch viel weiter um sich her verbreitet haben, als sie wirklich thaten, wenn nicht ihre Uneinigkeit unter sich selbst noch immer fortgedauert hätte. Die versprochene Reichshülfe wurde Sigmunden zwar wirklich geleistet, und ein ansehnliches Heer aufgebracht, allein er war dennoch nicht glüklich gegen die Böhmen, wovon freilich der Hauptgrund seyn mochte, daß er zu gleicher Zeit in Ungarn mit dem Türkenkrieg beschäftigt war, und folglich nicht seine ganze Macht gegen Böhmen kehren konnte. So war also fast ganz Deutschland in der grösten Verwirrung. Der König war beinahe immer abwesend, und meistentheils in Ungarn: die Böhmen verwüsteten die ihrem Reiche benachbarten Länder: die Reichsvölker waren ausser Stand sich ihnen mit Nachdruk zu widersezen, und die Befehdungen und Landfriedensbrüche giengen bei der allgemeinen Unruhe allenthalben wieder im Schwung.

Endlich wurde im Jahr 1430. wieder eine Reichsversammlung zu Nürnberg gehalten, auf welcher man sich berathschlagte, wie diesem gefährlichen und landverderblichen Krieg ein erwünschtes Ende zu machen wäre. Der Schluß dieses Reichstags fiel dahin aus, daß man vom neuen eine ansehnliche Reichsarmee ins Feld stellen sollte, um die Böhmen mit Nachdruk zu bekriegen. Zugleich wurde der Landfriede erneuert, und beschlossen, daß während der Zeit des böhmischen Kriegs kein

Reichs-

Reichsstand den andern auf einigerlei Weise befehden oder beunruhigen solle. Es kam auch wirklich eine Armee von mehr als 90000 Mann zusammen: allein sie war kaum in Böhmen eingerükt, so war sie auch schon wieder geschlagen und getrennt.

Nun schlug sich der Pabst Martin der V. und nach ihm sein Nachfolger, Eugen der IV. ins Mittel. Der erstere schrieb eine Kirchenversammlung nach Basel aus, die der andere im Jahr 1431. wirklich eröfnete. Dahin wurden denn auch die Böhmen eingeladen, und ihnen versprochen, daß man mit ihnen, besonders in Ansehung der streitigen Religionspunkte in Unterhandlung treten, und sich mit ihnen vergleichen wolle. Diese hatten aber noch nicht vergessen, wie man Johann Hußen das versprochene sichere Geleite zu Kostniz gehalten hatte, und machten wegen der auf das Concilium zu sendenden Abgeordneten viele Schwierigkeiten, beschikten es auch nicht eher, als bis für die Sicherheit ihrer Repräsentanten hinlänglich gesorgt war. Aber beinahe hätte sich, ohnerachtet man endlich auch über diesen Punkt zur Richtigkeit gekommen war, die ganze heilige Versammlung, die einen so sehnlich gewünschten Frieden zu Stande bringen sollte, wieder getrennt. Ueberhaupt giebt man dem Pabst Eugen, und selbst den Vätern des baseler Conciliums Schuld, daß es ihnen eben nicht viel an der Beilegung des Hußiten-

kriegs gelegen gewesen wäre, wenn sie nicht einen gewaltigen Abbruch des päbstlichen Ansehens befürchtet hätten, und daß sie, ohnerachtet den Böhmen in vielen Punkten, die Religion betreffend, nachgegeben wurde, doch durch mancherlei Wendungen und Klauseln die Autorität des Pabsts aufrecht zu erhalten suchten. Will man sich überzeugen, in wie fern diese Beschuldigungen gegründet seien oder nicht, so muß man freilich eher zu den gleichzeitigen Schriftstellern seine Zuflucht nehmen, als zu den spätern, die nach den Zeiten der lutherischen Reformation, und in der Epoche des dreißigiährigen Kriegs davon geschrieben haben. Denn diese sind freilich nicht von dem Verdacht der Parteilichkeit freizusprechen. Man darf aber auch den gleichzeitigen Schriftstellern eben nicht allzuviel trauen, denn sie waren meist von der Partei des Kaisers, des Pabsts und des Conciliums, und folglich eher Feinde als Freunde der Hußiten. — Wir kommen nunmehr auf das erwähnte Concilium zurük. Der Pabst Eugen hatte in Ansehung des Versammlungsorts seine Gesinnung geändert, und gieng nun damit um, das Concilium aufzuheben, und nach Bononien (Bologna) zu verlegen. Dieses wollte aber weder dem König Sigmund, noch selbst den zu Basel versammelten Vätern gefallen, und man traf so wirksame Gegenanstalten, daß der heilige Vater sich endlich bequemen muste, der

zu

zu Basel eröfneten Versammlung ihren Fortgang zu lassen.

Während der Zeit dieses Conciliums gieng Sigmund nach Italien, und empfieng zu Mailand die italiänische, und zu Rom, aus den Händen des Pabsts, mit welchem er sich endlich wegen des Conciliums verglichen hatte, die Kaiserkrone. Noch in dem nämlichen Jahre *) traf er endlich mittelst der Verwendung der Väter des Conciliums mit den Böhmen einen Vergleich, der unter dem Namen der Compactaten **) bekannt ist. In diesem wurde ihnen, wie bereits erwähnt worden, verschiednes in Ansehung der Religionspunkte, auf welche sie drangen, vornämlich was den Gebrauch des Abendmals in beiden Gestalten betraf, eingeräumt; indessen sollte doch der Pabst nach wie vor der oberste Richter in geistlichen Sachen bleiben, ein Umstand, der den Böhmen, bei alle dem, was ihnen eingeräumt worden war, nicht viel Gutes auf die Zukunft hoffen lies, und deutlich zeigte, daß diese Konvention nur für die Umstände der gegenwärtigen Zeit errichtet und bewilligt worden sei. Daher wollten auch die Taboriten, und überhaupt der Pöbel und Troß der Böhmen, der sich bei den häufigen Verheerungen und Plünderungen wol befunden hatte, die Compactaten durch-

 aus

*) A. C. 1433.

**) *Compactata Pragensia* apud COCHLAEUM in Hist. Hussit. lib. VII, p. 271.

aus nicht annehmen, und den Pabst nicht für ihr Oberhaupt in geistlichen Sachen erkennen. Allein der besserdenkende Theil ihrer bisherigen Freunde und Bundsgenossen sahe ein, daß weder der Pabst noch die Religion überhaupt, sondern lediglich ihre Raubbegierde die Ursache ihrer Widersezlichkeit sei, und die Konvention kam wirklich zu Stande, ohne daß sich jemand an ihre Drohungen kehren wollte. Und da sie sich nicht zum Ziel legen wollten, und den Krieg fortsezten, verbanden sich die Stände des Königreichs Böhmen wider sie, und stellten eine Armee auf, dieses Gesindel zu Paaren zu treiben. Endlich glükte es ihnen auch durch ein blutiges Treffen ohnweit **Böhmischbrod**, in welchem die Taboriten eine entsezliche Niederlage erlitten, dem Unwesen ein Ende zu machen. Nunmehr ließ sich der Kaiser mit den Böhmen in Traktaten ein, und verglich sich 1436. den 5 Julius zu Iglau mit ihnen dahin, daß er die Festhaltung der angeregten Compactaten versprach und beschwor. Hierauf wurde er einstimmig für den rechtmäßigen König erkannt, und empfieng zu Prag die Huldigung. So wurde endlich der Krieg beigelegt, der sowohl Böhmen als Deutschland bisher verwüstet hatte.

Wir wissen, daß der Kaiser Sigmund verschiedentlich die Reichshülfe wider die Böhmen suchen mußte, weil er mit seiner eignen Macht, da er auf der andern Seite mit den Türken zu fechten

hatte,

hatte, sie nicht zum Gehorsam bringen konnte. Dieses verursachte viele Veränderungen in dem Militärwesen des deutschen Reichs, deren an gehörigen Orte Meldung geschehen wird. Andere Reichshandlungen Sigmunds, welche für unsern Plan zu partikulär sind, übergehen wir, Weitläuftigkeit zu vermeiden, mit Stillschweigen. Eine Begebenheit seiner Regierung aber können wir anzuführen nicht unterlassen, weil sie ebenfalls unter die Veränderungen der allgemeinen Verfassung des deutschen Reichs zu zählen ist. Bisher waren nämlich die Insignien des Reichs, oder, wie man sich insgemein auszudruken pflegt, die Reichskleinodien von den Königen selbst verwahrt worden, die selbige bald da bald dorthin bringen liessen, indem sie nach dem Tode eines Königs von der Familie desselben an die zur Wahl versammelten Fürsten, und von diesen nach vollzogner Krönung an den neuen König ausgeliefert wurden. Die Auslieferung von Seiten der Familie des Verstorbenen geschah aber nicht immer gutwillig, und man stritte sich öfters lange darüber, so daß die Krönung dadurch verzögert wurde. Daher wurde nunmehr von den Kurfürsten beschlossen, die Reichskleinodien an einen bestimmten und gewissen Ort zu bringen, der das Vorrecht der Verwahrung desselben beständig behalten sollte. Die Stände waren eigentlich nicht damit zufrieden, daß der Kaiser diese Insignien des Reichs

unter dem Vorwande der Kriegsunruhen hatte nach Ungarn bringen lassen, und drangen, um abermaligen Streitigkeiten vorzukommen, die nach seinem Tode hieraus hätten entstehen können, darauf, daß sie noch bei seinem Leben nach Deutschland zurükgebracht wurden. Sigmund bewilligte dieses auch, und die Stadt Nürnberg war es, die das Vorrecht erhielt, die Reichskleinodien zu verwahren.

Uebrigens verhielt sich Sigmund in Böhmen doch nicht so, wie es vermöge des Iglauer Vertrags hätte seyn sollen. Er führte die römischkatholische Religion an verschiednen Orten mit Gewalt wieder ein, und bezeigte sich überhaupt gegen die hußitische Partei nicht so, wie es diese erwartet hatte. Dieses Betragen veranlaßte bald neue Streitigkeiten, welche für Sigmunden desto gefährlicher waren, da seine eigne Gemahlin die mißvergnügte Partei begünstigte. Es sagt die geheime Geschichte, daß diese Prinzeßin, weil sie sah, daß ihr Gemahl älter und schwächer wurde, ihre vornehmste Absicht dahin gerichtet habe, sich die Thronfolge in Böhmen zu versichern, und sich dann mit dem jungen König **Vladislav** von Polen zu vermählen. Wollte sie nun ihre Absichten erreichen, so muste sie die Herzen des mehrern Theils der böhmischen Stände, und vorzüglich der hußitischen Partei zu gewinnen suchen. Aber der Kaiser wurde von den gefährlichen Unternehmungen

seiner

seiner Gemahlin bei Zeiten berichtet. Um sie also zu verhindern, ließ er sie nach Znoym, in Mähren, in gefängliche Verwahrung bringen.

Er selbst gieng an dem nämlichen Orte 1437. den 9 December mit Tode ab. Man kan ihn mit Recht einen weisen, tapfern und glüklichen Regenten nennen. Was das erste anbetrift, so zeugen viele gute und gemeinnüzige Verordnungen, die er, vornämlich als deutscher Kaiser, machte, nebst seinen Unterhandlungen mit den Päbsten und Hußiten, von seinen Einsichten in die Regierungs- und Staatskunst. Er war ein Freund der Gelehrten, und sprach selbst verschiedne Sprachen, besonders die lateinische, mit vieler Fertigkeit, wie denn die Geschichte des Kostnizer Conciliums bezeugt, daß er auf dieser Kirchenversammlung mehr als einmal in lateinischer Sprache der Vortrag bei den Seßionen gethan habe. Wenn er einen Entschluß gefaßt hatte, ließ er sich durch keine Schwierigkeiten, durch keine Hindernisse zurükschreken, und bezeigte so wohl Entschlossenheit in Verfolgung und Ausführung seiner Plane, als auch persönliche Tapferkeit im Krieg. Und wenn sichs gleich nicht behaupten läßt, daß er im Krieg glüklich gewesen sei, so verdient er doch, und noch eher als wenn seine Waffen stets gesiegt hätten, den Namen eines glüklichen Königs, weil er sich bei alle den Unruhen die ihm die Türken und Hußiten erregten, dennoch im Besiz dreier so ansehnlichen Reiche bis

ans Ende zu erhalten wußte. Was man besonders an ihm tadelt, ist sein Betragen gegen seinen Bruder Wenzeslaus, dessen Entthronung er eifrigst zu befördern gesucht, und gegen Johann Hußen, dem er das gegebne sichere Geleit nicht hielt. Was das erste betrift, so kan man ihn zwar diesfalls von der moralischen, aber nicht von der politischen Seite tadeln. Wenzels Charakter, und die Art, wie er regierte, machte es sehr wahrscheinlich, daß er auch ohne das Zuthun seines Bruders das Schiksal gehabt haben würde, das er wirklich erfuhr. Sigmund suchte also vornämlich die deutsche Krone an sich zu bringen, und dieses war der Grund, warum er sich mit den über Wenzels Regierung mißvergnügten deutschen und böhmischen Ständen vereinigte. Das zweite war freilich eine unwürdige nicht zu entschuldigende Handlung, deren vornehmster Beweggrund sein übertriebner Eifer für die römischkatholische Glaubenslehre, und seine allzugrose Begebenheit gegen die Klerisei war. Dadurch ließ er sich auch verleiten, daß er den Böhmen den Iglauer Vertrag schlecht hielt, worüber es bald dazu gekommen wäre, daß er noch am Abend seines Lebens einen zweiten Hußitenkrieg hätte führen müssen.

VII.

Geschichte Alberts des II. und Friedrichs des III.

Kaiser Sigmund hatte in einer testamentlichen Verordnung seinen Schwiegersohn, den Herzog Albert von Oesterreich den böhmischen Ständen als seinen Nachfolger empfohlen. Allein da diese mit Sigmunds Regierung nicht zufrieden waren, weigerten sie sich, seinem lezten Willen Folge zu leisten, und ihn für ihren König zu erkennen. Hingegen nahmen ihn die Ungarn, als er mit der Leiche seines Schwiegervaters zu Presburg ankam, willig auf, und krönten ihn zu ihren König. Doch mußte er ihnen feierlich versprechen, die deutsche Krone nicht anzunehmen, weil bei den immerfortdauernden Einfällen und Verheerungen der Türken, welche um diese Zeit anfiengen sich in Europa auszubreiten, die Angelegenheiten des ungarischen Reichs einen König erforderten, der ihnen seine ganze Sorgfalt widmen könnte, und nicht durch auswärtige Geschäfte daran verhindert würde.

Drei Monate nach dem Absterben des Kaisers Sigmund, versammelten sich auch die Kurfürsten, zur Wahl eines römischen Königs zu Frankfurt.

Ein Theil war für den Kurfürsten Friedrich von Brandenburg: der andre aber für den König Albert von Ungarn. Dieser wurde auch wirklich gewählt, *) und die Ungarn durch Vermittelung der Kirchenversammlung dahin bewogen, daß sie ihm von dem Eid, womit er ihnen hatte versprechen müssen, die deutsche Krone nicht anzunehmen, lossprachen. Albert nahm also diese Krone an. Ob er aber wirklich gekrönt worden sei, wird von einigen in Zweifel gezogen. Diese behaupten, Albert habe wol Anstalten zu Empfahung der Krone gemacht: sei aber durch verschiedne dringende Angelegenheiten daran verhindert worden. **) Andre hingegen bestimmen sogar den Tag dieser Krönung, und behaupten, daß sie den 30 Mai des Jahrs 1437. zu Aachen vor sich gegangen sei. ***) Wir wollen die nähere Untersuchung dieses für uns eben nicht wichtigen Umstands andern überlassen.

Noch immer dauerte das Concilium zu Basel fort. Wir wissen bereits, daß der Pabst Eugen der IV. mit den Vätern dieser Kirchenversammlung in Uneinigkeit gerathen war. Diese Uneinigkeiten, wo möglich, beizulegen, verbanden sich die Kurfürsten noch auf dem Wahltag zu Frankfurt. Allein wir werden

*) A. C. 1437.

**) P. a BECK Aquisgranum (1620. 4.) Geschichte des teutschen Reichs von C. G. H. B. I. p. 503.

***) GVNDLING. in uita Friderici I. Elect. Brandenb. c. 22. Köler in s. Reichshist.

werden in der Folge sehen, wie weitaussehend dieses Geschäfte war, und wie spät es zu Stande gebracht wurde. Der Hauptgegenstand, weswegen im funfzehnten Jahrhunderte Kirchenversammlungen gehalten wurden, war dieofterwähnte Kirchenreformation an Haupt und Gliedern, eine Sache, die niemanden ungelegner kam, als den heiligen Vätern zu Rom. So geradezu durften sie sich den weltlichen Fürsten, wenn diese eine Kirchenversammlung verlangten, nicht widersezen. Sie schrieben also Concilia aus, aber es sollte auch, ihren Absichten zu Folge beim Ausschreiben sein Bewenden haben. Allenfalls durfte man sich auch mit ihrer Genehmigung versammeln, nur sollte man nichts beschliessen, vielweniger zur Vollziehung bringen, das ihrer Gewalt und ihrem Ansehen und Einkünften, die sie eher vermehrt als vermindert wissen wollten, nachtheilig seyn könnte. Sie leiteten also die Untersuchungen nicht auf die Hauptsache, sondern immer auf Nebendinge, und spielten die Sache in die Weite. Endlich fanden sie eine Ursache, die weitern Seßionen auf einige Zeit zu verschieben, oder die Versammlung zu verlegen, oder gar auseinander gehen zu lassen. Oefters wurde den versammelten Vätern die Zeit selbst zu lang, daß sie gerne und willig auseinander giengen. So lang alles so gieng, war es ein Concilium nach dem Herzen der Päbste. So bald aber redlichgesinnte Bischöfe und Prälaten, oder Ge-

sandte

sandte weltlicher Fürsten ernstlich auf die Abschaffung der Misbräuche drangen, und der päbstlichen Schikane entgegen arbeiteten, dann wurde gemeiniglich der beleidigte heilige Vater sogleich mit der Kirchenversammlung uneins. Behauptete diese ihr Ansehen über ihn, und fuhr fort, sich ihm zu widersezen, so machte er sich davon, eilte seinem Vatikan zu, und erklärte von da aus die Schlüsse des Conciliums für nichtig. Hierauf schmiß man auf beiden Seiten mit Bannflüchen tapfer um sich, und am Ende wurde wol noch gar ein Gegenpabst gewählt, und die Spaltungen in der Kirche, die man beilegen wollte, noch verschlimmert.

Und so gieng es eben in diesem Zeitpunkt mit der Kirchenversammlung zu Basel. Die Väter derselben waren wirklich allen Ernstes darauf bedacht, die so sehnlich gewünschte Reformation zu Stande zu bringen. Sie suchten durch ihre Schlüsse alle Streitigkeiten bei einer Pabstwahl zu heben, die Gewalt des Pabsts einzuschränken und die griechische und lateinische christliche Kirche, welche in einigen Lehrpunkten nicht miteinander übereinkamen, zu vereinigen. Alles löbliche Absichten welche aber, zumal was die Einschränkung der päbstlichen Gewalt betraf, ganz und gar nicht nach dem Sinne Eugens des IV. seyn konnten. Sie wollten seine Würde heruntersezen, ihm Geseze und Pflichten vorschreiben, seine Einkünfte beschneiden — das war zu arg! Erstlich fieng er aber

doch

doch die Sache glimpflich, und ziemlich fein an. Er suchte das Concilium hauptsächlich mit der Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche zu beschäftigen, mit einer weitläuftigen, und vergeblichen Sache, deren Fruchtlosigkeit leicht vorausgesehen werden konnte. Um aber dem Werke ein desto feierlicheres Ansehen zu geben, hatte man auch den griechischen Kaiser dazu eingeladen. Diese Einladung gab dem Pabst Gelegenheit die Kirchenversammlung aus Deutschland nach Italien zu verlegen, wo er alles nach seinem Gefallen anordnen konnte. Er ließ also eine Bulle ausgehen in welcher er die Stadt Ferrara, als einen für den ankommenden griechischen Kaiser oder für seine Gesandten nähern und bequemern Ort vorschlug, und das Concilium dahin verlegte. Allein die Väter des Conciliums gaben ihm nicht nur kein Gehör, und bestunden darauf, daß Basel ihr Versammlungsort bleiben sollte, sondern sie citirten ihn selbst nach Basel, *) wo er sich vor ihnen auf verschiedne gegen ihn angebrachte Klagen verantworten sollte, erklärten die Verlegung des Conciliums, samt der Bulle des Pabsts für nichtig, und forderten, er solle diese Bulle selbst kaßiren.

Aber

*) Er war nicht auf dem Concilium gegenwärtig, sondern ein Kardinallegat, Julian, hatte in seinem Namen den Vorsiz. Nachdem Eugen sein Concilium zu Ferrara eröfnet hatte, verließ auch dieser Kardinal [illegible] begab sich zum Pabst.

Aber der aufgebrachte Pabst eröfnete wirklich eine Kirchenversammlung zu Ferrara, die er aber bald, wegen der an diesem Orte eingerissenen Pest nach Florenz verlegen mußte. Hier fand sich denn auch der griechische Kaiser, Johannes Palaeologus in Person ein, und man fieng nun an, über die Vereinigung beider christlichen Religionsparteien zu traktiren. Es kam aber nichts zu Stande, und die Zeit wurde mit fruchtlosen Unterhandlungen verdorben. *)

Unterdessen kehrte das baseler Concilium alle seine Gewalt gegen den Pabst. Erst suspendirte es ihn von seiner Würde, dann ermahnten sie alle Könige der Christenheit, ihm den Gehorsam aufzukündigen, und endlich erklärten sie ihn für einen Kezer, erklärten ihn in einem Dekret, das sie publicirten seiner Würde verlustigt, und wählten an seine Stelle den Herzog Amadeus von Savoien, der aus lauter Heiligkeit die Regierung niedergelegt hatte und ein Einsiedler geworden war, unter dem Namen Felix des V. — Nach alle diesem fragte Pabst Eugen nichts. Er saß ungestört und sicher in Italien, sezte sein Concilium zu Florenz fort, und suchte seine Partei zu verstärken. Das Verfahren der Kirchenversammlung zu Basel hatte also keine bessere Folge, als daß die Kirche abermal zween Päbste hatte.

Wir

*) SYLVESTRI SGVROPVLI vera historia *unionis non uerae inter Graecos et Latinos*, ex ed. *Rob. Creyghton*, Hagae Com, 1660. f.

Wir wollen nunmehr die streitigen Kirchenversammlungen verlassen, und zu unserm König Albert zurük kehren. Er und die Kurfürsten wurden ebenfalls von dem Concilium zu Basel aufgefordert, sich dem Gehorsam Eugens des IV. zu entziehen. Sie beschlossen aber auf einer Reichsversammlung zu Mainz, neutral zu bleiben und einerseits die Suspension des Pabsts nicht zu genehmigen, andererseits aber von den Schlüssen des Conciliums nur so viel anzunehmen, als sie zur Wiederherstellung der verfallenen Kirchenzucht in Deutschland für dienlich achteten. Die hierüber ausgefertigte Urkunde *) heißt das **mainzische Acceptationsinstrument.**

Sonst war die kurze Zeit der Regierung **Alberts** des II. sehr kriegerisch. Kaiser Sigmund hatte ausserdem, daß er, wie wir wissen, Alberten testamentlich zu seinem Nachfolger erklärt hatte, kurz vor seinem Tode eine Gesandschaft nach Prag abgefertigt, um die böhmischen Stände zu seinem Vortheil zu gewinnen. Der katholische Theil war gleich bereitwillig, Alberten für einen König von Böhmen zu erkennen: die hußitische Partei hingegen wollte sich seiner Regierung nicht anders als auf Bedingungen unterwerfen, welche die Freiheit ihrer Religionsübungen zum Gegenstande hatten. Albert hielt aber Böhmen für sein Erbreich, oder vielmehr für das Erbreich seiner Gemahlin, der

*) A. C. 1439. 26 März.

einzigen Prinzeßin des verstorbnen Kaisers Sigmund, und hielt für schimpflich, daß er sich sollte Bedingungen vorschreiben lassen. Er wurde also blos von der katholischen Partei auf einen Landtag, den sie nach Prag ausschrieben, zum König gewählt. Hingegen wählten die **Calixtiner**, *) oder Hußiten den polnischen Prinzen **Kasimir**, einen Bruder des Königs Vladislav.

Nun ließ zwar Albert dem König in Polen Vorstellungen machen, und suchte ihn zu bewegen, daß er seinen Bruder nicht nach Böhmen möchte gehen lassen; dieser hingegen unterstüzte Kasimirn auf die wirksamste Art. Albert ließ sich von der ihm ergebnen Partei zu Prag krönen, und rüstete sich, seinen Gegner, der mit einem ansehnlichen Heer in Böhmen eingerükt war, und sich mit dem Anführer der Hußiten, **Ptarsko**, vereinigt hatte, entgegen zu ziehen. Alberts Kriegsheer war nicht minder beträchtlich, so daß sich die Polen und Hußiten nicht in ein Treffen einliessen, so sehr er es auch gewünscht hatte. Er belagerte hierauf die Stadt Tabor, aber vergeblich. Endlich ward durch Vermittelung des Pabsts ein Stillstand auf einige Jahre geschlossen.

Bald

*) Sie bekamen diese Benennung von dem lateinischen Wort Calix, weil der allgemeine Gebrauch des Kelchs im heil. Abendmal einer ihrer vornehmsten Lehrpunkte war.

Bald hernach sollte er sich auch in Ungarn mit einem Türkenkrieg beschäftigen. Er hatte dem Fürsten Georg von Servien Schuz und Beistand wider die Türken, die ihn sehr beunruhigten, versprochen. Ueber dieses Bündnis wurde aber der türkische Sultan Amurath der II. dergestalt aufgebracht, daß er in Servien einfiel, und den Georg zum Lande hinaus iagte. Albert sammelte ein Heer, um einen Türkenzug zu unternehmen und seinen Bundsgenossen zu schüzen. Aber mitten in diesen Zurüstungen wurde er unvermuthet vom Tod übereilt. *)

Alberts des II. Regierung war zu kurz, als daß er sich seinen Zeiten und der Nachwelt ganz hätte zeigen können. — Die Geschichte giebt ihm das Zeugniß, daß er ein kluger und unternehmender Herr war, von welchem man sich viel versprechen konnte. Sein vorzügliches Talent war Unerschrokenheit, und kriegerische Tapferkeit. Er liebte die Wissenschaften und war eifrig in seiner Religion, ohne Aberglauben. Kurz Albert war nach dem einstimmigen Zeugniß der Geschichtschreiber würdig, seine drei Kronen länger zu tragen, als er sie wirklich trug.

Er hinterließ seine Gemahlin schwanger, und der Herzog Friedrich von Oesterreich hatte auf den Fall daß sie mit einem Prinzen niederkommen würde

*) A. C. 1439. 27 Okt.

de die Vormundschaft über diesen Prinzen, und folglich auch zugleich die Administration der ihm zugehörigen Länder übernommen. Dieser Herzog Friedrich von Oesterreich wurde von den Kurfürsten des deutschen Reichs im Jahr 1440. den 2 Febr. auch zum römischen König gewählt. Anfangs bedachte er sich über den ihm gemachten Antrag, weil die Königin Elisabetha, Alberts des II. Wittwe, wirklich einen Prinzen, Ladislav, zur Welt gebracht hatte, und Friedrich leicht voraussehen konnte, daß er bei der übernommenen Vormundschaft, hauptsächlich im Betref der Ansprüche dieses iungen Prinzen auf Ungarn und Böhmen, ein feines Stük Arbeit finden werde. Endlich erklärte er sich doch, daß er die ihm angetragne Krone annehmen wolle; wiewol es besser für das deutsche Reich gewesen wäre, wenn er es unterlassen hätte, denn er war ganz und gar nicht gebildet, weitläuftige Reiche zu beherrschen. Ich will meine Leser vorläufig mit dem Charakter dieses Königs bekannt machen, damit wir desto eher im Stande sind, sein Betragen in Regierungsgeschäften richtig zu beurtheilen.

Friedrichs des III. Hauptfehler war Trägheit, und Hang zur Gemächlichkeit und Ruhe. Wir werden durch die Erfahrung überzeugt, daß ein Mensch, dem diese Fehler im hohen Grade ankleben, und so zu sagen angebohren sind, sich nicht einmal dieienigen Fähigkeiten erwirbt, die erfordert werden,

den, wenn man nur eine etwas wichtige Rolle in der Welt zu spielen gedenkt, vielweniger die erhabnen Talente, welche auf dem Throne glänzen sollen. Also war Friedrich schon von Natur zum Regenten verdorben. Seine Lobredner erheben an ihm vornämlich, daß er ein friedeliebender Herr gewesen: aber dieses Epitheton ist sehr zweideutig, und muß erklärt werden, wenn man es recht verstehen soll. Wenn ich einen Regenten, der unnöthige Kriege vermeidet, weil er einsieht, daß der Friede seinem Interesse gedeihlicher ist, wenn ich diesen Regenten, der übrigens entschlossen und tapfer genug ist seine Rechte zu vertheidigen, wenn sie gekränkt werden, einen **Friedeliebenden Herrn** nenne, und ihn gleichsam als den Gegenkopf eines unruhigen, unersättlichen Eroberers aufstelle, dann mag es noch allenfalls als Lob gelten. Wenn aber ein friedeliebender Herr derienige ist, der den Frieden gerne hat, weil er den Krieg und die Unruhe fürchtet, und aus diesem Grunde den Frieden um ieden Preis erkauft — dann sollte sich auch der dreisteste Lobredner schämen eine Eigenschaft an einen Regenten schön und lobenswürdig zu finden, die man höchstens in einer Leichenpredigt auf ein altes Weib so finden kan; — oder ich muß es gar für Satire halten. Denn wenn ich einen verzagten Soldaten nachsage, daß er ein guter Soldat zu **Friedenszeiten** gewesen sei, so wird mir schwerlich iemand glauben, daß ich ihn

habe loben wollen. Und in diesem Verstand war Friedrich der III. Friedliebend. Seine Unthätigkeit machte, daß alles was er unternahm, nie zur rechten Zeit, gemeiniglich zu spät, und wenn wenig Nutzen mehr davon zu hoffen war, zu Stande kam, oder gar unterblieb. Seine geringen Einsichten waren Ursache, daß er sich mehr auf fremden Rath, als auf seinen eignen Verstand verlassen mußte. Und so machte er Fehler, die dem Reich nicht wenig Nachtheil brachten. Der Devotion war er auf eine übertriebne Art, wie die meisten Leute seines Charakters, ergeben. Ausserdem war er der leibhafte Schah-Baham, der sich nie besser und behaglicher befindet, als wenn er im Grosvaterstule sizt, und sich Mährchen erzählen läßt, um dabei herzlich gähnen und sanft einschlafen zu können.

Mit einem solchen König war freilich dem deutschen Reich, das sich noch immer in einer gefährlichen Lage befand, schlecht gerathen. Gleich anfangs seiner Regierung sahe er sich genöthigt, seine römische Königskrönung aufzuschieben, weil sich die Ungarn nicht dazu verstehen wollten, den jungen Ladislav für ihren König zu erkennen. Sie hatten ihre Krone dem König von Polen angetragen, welcher selbst nach Ungarn kam, um die verwittwete Königin zu vertreiben. Endlich mußte sich der Pabst Eugen ins Mittel schlagen, und einen Vergleich bewirken. Der König Vladislav

von

von Polen vermählte sich mit der ältesten Prinzeßin Alberts des II. und sollte nun die vormundschaftliche Regierung in Ungarn, vermöge des erwähnten Vergleichs führen. Dieses dauerte kaum ein Jahr, so starb die Königin Elisabeth, und nun nennte sich Wladislaus König von Ungarn, und blieb im Besiz dieses Königreichs, bis an sein Ende. Friedrich blieb hierbei ganz gleichgültig, ohnerachtet er immer der eigentliche Vormund des jungen Prinzen war, und diesen bei sich hatte.

Ja man muß sogar auf die Gedanken gerathen, Friedrich habe es noch gerne gesehen, und befördert, daß sich Wladislav der Regierung in Ungarn anmaßte, wenn man in Erwägung zieht, wie er sich gegen die Böhmen betrug. Diese hatten den Herzog Albert von Baiern zu ihrem König gewählt: der Herzog hatte aber ihren Antrag ausgeschlagen, und sie ermahnt, ihren rechtmäßigen König nicht von der Erbfolge auszuschliessen. Hierauf übertrugen sie dem römischen König Friedrich dem III. die vormundschaftliche Regierung, ja die Krone selbst: Friedrich aber nahm keins von beiden an, sondern gab ihnen den Rath, sie sollten ihr Reich selbsten so lang regieren, bis ihr König volliährig geworden wäre. Der Rath war traun gut! Friedrich hatte nun abermal ein Geschäfte weniger. Daß er aber den unmündigen Prinzen dadurch in die größte Gefahr sezte, auch sein zwei-

tes Erbkönigreich zu verlieren, daran dachte er vielleicht nicht einmal.

Während dieses Zeitraums waren auch die schweizerischen Lande von Zeit zu Zeit ein Schauplaz der Unruhe. Bereits unter der Regierung des Wenzeslaus hatte der Herzog Leopold von Oesterreich einen Versuch gewagt, die Eidgenoßschaft wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Er wurde aber bei Sempach *) und nachher bei Näfels **) so übel empfangen, daß er sich zum Frieden bequemen, und den Schweizern ihre Freiheit lassen muste. Izt, unter der Regierung Friedrichs des III. giengen die Händel, wegen unbeerbten Absterbens des Grafen von Toggenburg, vom neuen an. Die hinterlassene Wittwe dieses Grafen, und dessen natürliche Söhne zankten sich um die Erbfolge, und da sich iedes eine Partei zu machen, kam es endlich so weit, daß die Schweizer selbsten darüber uneins wurden. Besonders glaubten die Zürcher, welche die eine Partei der uneinigen Schweizer ausgemacht hatten, aber von ihrer Gegenpartei gezwungen wurden, einen Vertrag einzugehen, daß sie durch diesen Vertrag sehr zu Nachtheil gekommen wären. Um sich also an ihrer Gegenpartei zu rächen, schlossen sie mit dem römischen König im Jahr 1442. ein Freundschaftsbündniß zu Aachen. Friedrich schloß dieses Bündniß mit vieler Freude und Bereitwilligkeit, denn

nun

*) A. C. 1386. 9 Jul. **) 1388. 7 Apr.

nun glaubte er schon die Mittel in Händen zu haben, die Länder wieder an sich zu bringen, die die Eidgenossen dem Hause Oesterreich abgenommen hatten. Aber der Kanton Schweiz, und die übrigen Eidgenossen, denen dieses Bündniß gar nicht anständig war, fielen über die Zürcher her, und trieben sie gewaltig in die Enge. Friedrich sollte sie nun als ihr Alliirter beschüzen, allein er fand sich theils zu schwach dazu, theils befürchtete er auch vielleicht das Schiksal seiner Vorgänger. Was war da zu thun? So sehr er auch den Frieden liebte, so muste er sich doch nunmehr in die Sache mengen, wenn er nicht alle seine Hofnungen vereitelt sehen wollte. Er forderte also, da ihm die Reichshülfe zu diesem Krieg verweigert wurde, den König Karl den VII. von Frankreich auf, ihm Beistand zu leisten. Dieser schikte seinen Dauphin mit einem zahlreichen Heer heraus in die Schweiz, welcher die Eidgenossen, die Zürch belagert hatten, zwang, diese Belagerung aufzuheben. Bald hernach kam es unweit Basel zu einem blutigen Treffen, in welchem das Heer der Eidgenossen von den Franzosen völlig aus dem Felde geschlagen wurde, wiewol auch diese nicht geringen Verlust erlitten. Der König Friedrich aber, und besonders das Reich hatten von der ganzen Unternehmung Schaden, und keinen Nutzen. So wol die Franzosen als die Schweizer wurden des Kriegs bald müde, und

schlossen beiderseits einen Frieden, erstlich der Dauphin Ludewig mit den Eidgenossen, und dann die uneinigen Kantons unter sich selbst. Hierauf breitete sich der Dauphin mit seiner Armee in den rheinischen Reichsländern aus, und führte sich nicht als ein Bundsgenosse des römischen Königs, sondern als ein offenbarer Feind auf. Nachdem das französische Heer viele Feindseligkeiten auf deutschen Boden ausgeübt, und die schönsten Gegenden verheert hatten, brachte man endlich mit genauer Noth einen Vergleich zuwege, vermöge dessen der Dauphin das deutsche Reich binnen fünf Wochen räumen sollte. Diesen Nuzen hatte das Reich von der übereilten Unternehmung ihres Königs, der sich in die Händel der Schweizer gemengt, und mit einer Partei derselben ein Bündniß errichtet hatte, ohne vorher zu überlegen, ob er auch stark genug wäre, seine Alliirten zu unterstüzen? Unterdessen führte der König Vladislav von Ungarn den von Alberten dem II. zu Gunsten des bedrängten Fürstens Georg von Servien unternommenen Türkenkrieg wirklich, und zwar anfangs mit so glüklichem Erfolg, daß die Türken um Friede bitten musten. Er bewilligte einen Stillstand auf zehen Jahre, unter der Bedingung, daß sie dem Fürsten Georg alles zurükgeben musten, was sie ihm abgenommen hatten. Da er sich aber nachgehends, vornämlich auf Antrieb des Pabsts verleiten ließ, den Stillstand zu brechen, und die

Tür-

Türken feindlich angrif, wurde er bei **Varna** in Bulgarien, am schwarzen Meer, mit 10000 Mann von seinem Heere erschlagen. *) Hierauf wählten die Ungarn den Prinzen **Ladislav** zu ihrem König, und verlangten von Friedrich den III. daß er ihn ihrer Nation zur weitern Erziehung ausliefern sollte. Friedrich weigerte sich, und erbitterte dadurch die Ungarn so sehr, daß sie unter der Anführung ihres während der Minderiährigkeit des Ladislav erwählten Statthalters in Oesterreich einfielen. Aber Friedrich verweigerte ihnen ihr Ansuchen noch immer hartnäkig, und ersuchte das Reich um Hülfe wider die Ungarn, welche ihm auch bewilligt wurde. Endlich wurde ein Stillstand auf zwei Jahre gemacht, nach deren Verlauf der iunge König der ungarischen Nation ausgeliefert werden sollte.

*) A. C. 1444. den 11 Nov. Der Sieg war lange zweifelhaft, indem die Ungarn wie die Löwen stritten, endlich aber erhielt doch die türkische Macht das Uebergewicht. — Einige Geschichtschreiber erzählen, der Sultan habe, als er gesehen, daß sein Heer bereits zu fliehen anfieng, Christum angerufen und gebeten, er solle, dafern er wirklich Gott sei, die von seinem Volk an ihm — dem Sultan — verübte Treulosigkeit, — nämlich den Bruch des geschlossenen Stillstands — rächen. Hierauf soll er den Angrif erneuert, und diesen blutigen Sieg über die Ungarn erfochten haben. — Ein ieder mag hievon glauben, was er will.

Bisher hatte sich das deutsche Reich in den Streitigkeiten des Pabsts Eugen des IV. und der Kirchenversammlung zu Basel neutral verhalten. Der oberzählte Krieg in der Schweiz aber veranlaßte, daß man den Vätern des Conciliums antrug, ihre Versammlung an einen andern Ort zu verlegen. Man hofte zugleich durch diese Verlegung die Einigkeit in der Kirche wieder herzustellen. Die Väter willigten auch ein, und verlegten das Concilium nach Lyon: aber Eugen der IV. wollte von der baseler Kirchenversammlung kurzum nichts wissen, sie mochte auch verlegt werden oder nicht, und verlangte vielmehr, daß die deutschen Fürsten sein Concilium zu Florenz beschicken sollten. Dieses geschah aber nicht, indem sich mehrere dem baseler Concilium geneigte Reichsstände, besonders die Kurfürsten von Trier und Kölln, dawider sezten. Der aufgebrachte Pabst entsezte die beiden Kurfürsten ihrer erzbischöflichen Würde, und vergab ihre Erzbistümer. Dieses Verfahren wurde aber von ihren Kollegen so aufgenommen, wie es sich für deutsche Fürsten schikte. Sie versammelten sich zu Frankfurt, erneuerten ihre besondern Verbindungen, oder sogenannte Churverein, und forderten von dem Pabst die Restitution ihrer beiden Mitkurfürsten, unter der Bedrohung, daß sie im Weigerungsfall den Gegenpabst Felix für den rechtmäßigen Pabst erkennen wollten. Endlich kam ein Vergleich zu Stande, in welchen der Pabst die

beiden

beiden Kurfürsten in ihre Würden wieder einsezte, die Schlüsse des kostnizer und baseler Conciliums bestätigte, die mainzische Acceptationsurkunde gültig erkannte, und eine allgemeine Kirchenversammlung in Deutschland zu halten versprach. Die päbstlichen Bullen, welche diese Punkte enthielten, nebst der oben erwähnten mainzischen Acceptationsurkunde erhielten den Namen eines einstimmigen **Vergleichs der deutschen Fürsten.** *) Eugen war krank, als er diesen Vergleich eingieng: er hatte ihn auch kaum eingegangen, als es ihn schon gereute. Nun widerrief er in einer abermaligen Bulle alles was er bewilligt hatte, und zum Vorwande dieses Widerrufs mußte seine Krankheit dienen, welche ihn, wie er vorgab, gehindert hatte, alles wol zu überlegen. Er starb bald hierauf und **Nikolaus** der V. wurde an seine Stelle gewählt. Dieser vergaß die Revokationsbulle seines Vorfahrers, und errichtete mit den deutschen Fürsten einen neuen Vergleich, der ein **einstimmiger Vertrag der deutschen Nation** **) genennt wurde. Er ward zu Aschaffenburg geschlossen, und enthielt vieles, das den vorigen Verbindungen der Kurfürsten des deutschen Reichs entgegen war, indem er dem päbstlichen Hof ansehnliche Vortheile gewährte. Viele Reichsstände waren auch damit ganz und gar nicht zufrieden. Weil aber doch der mehrere

*) Concordata Principum.

**) Concordata nationis Germanicae.

mehrere Theil die Konkordaten billigte, und weil man überhaupt um des lieben Friedens willen ein Uebriges thun muste, so erwuchsen diese Konkordaten in die Kraft eines beständigen Reichsgesezes.

An allen bisher erwähnten Unterhandlungen Friedrichs des III. und der deutschen Nation mit dem päbstlichen Hofe, hatte Aeneas Sylvius *) den meisten Antheil. Er war damals Minister Friedrichs des III. und unstreitig einer der berühmtesten Gelehrten und schlauesten Politiker der damaligen Zeiten, aber ein eifriger Anhänger und Verehrer des päbstlichen Stuls, dessen Interesse er bei allen Gelegenheiten beförderte, gleichsam als ob er es vorher gewußt, daß er in seinem Alter noch selbsten darauf würde zu sizen kommen. Nachdem nun vermöge der Konkordaten, Nikolaus der V. in ganz Deuschland als der rechtmäsige Pabst anerkannt wurde, so trug es dieser Aeneas Sylvius ernstlich darauf an, das baseler Concilium zu trennen, das ihm, wie allen Päbstlichgesinn-

*) Er wurde nachgehends Bischof von Trieste, Kardinal, und endlich Pabst, unter dem Namen Pius des II. Wir haben von ihm, besonders im historischen Fache, schäzbare Schriften, welche theils einzeln abgedrukt, theils in grösseren Sammlungen eingerükt wurden. In seiner Jugend schrieb er auch manches, das sich mit den guten Sitten eben nicht allzugut vertrug. Von diesen Schriften pflegte er, nachdem er Pabst geworden, wenn er daran erinnert wurde, zu sagen: Quae *Aeneas* probauit, *Pius* damnauit.

kunnten, ein Dorn im Auge war. Er überredete daher Friedrichen den III. daß er den Vätern zu Basel befahl, diese Stadt zu verlassen, und ihnen im Weigerungsfall das sichere Geleit aufkündigte. Sie sahen sich demnach genöthigt, diesen Befehl zu respektiren; doch hoben sie ihre Versammlung nicht völlig auf, sondern verlegten sie nach Lausanne, wohin sie auch 1448. abreiseten. Der Gegenpabst Felix, der nunmehr wol einsah, daß er seine Würde gegen den Nikolaus nicht würde behaupten können, verglich sich hierauf mit diesen, und legte das Pontifikat freiwillig nieder. Diese Cession bewilligte auch das Concilium zu Lausanne, welches bald darauf, nämlich 1449. im April auseinander gieng. So war abermal eine Kirchenversammlung fruchtlos abgelaufen, welche dem deutschen Reich und der gesammten Christenheit nüzlicher hätte werden können als alle vorhergehenden; wenn nur die Könige und Fürsten Muth genug gehabt hätten sich mit ihr zur Heruntersezung und Einschränkung der päbstlichen Hoheit und Gewalt, zu vereinigen.

Hierauf zog Friedrich der III. nach Italien, um sich vom Pabste krönen zu lassen. Zu Siena empfieng er die Infantin Eleonora von Portugal, seine Verlobte, und reisete sodann mit ihr nach Rom, wo er vom Pabst erstlich zum König von Italien, hernach aber nebst seiner Gemahlin zum römi-

römischen Kaiser gekrönt wurde. *) Er konnte sich die italiänische Krone nicht, wie sonst gewöhnlich, zu Mailand aufsezen lassen, weil im Mailändischen, wegen des unbeerbten Absterbens des lezten Herzogs aus der viskontischen Familie, gewaltige Unruhen entstanden waren. Franz Sforza, Graf von Catignola, bemächtigte sich endlich mit List und Gewalt der Stadt Mailand und des herzoglichen Titels, und Friedrich, der dieses Herzogthum, als ein Reichslehen hätte einziehen sollen, ließ es ruhig geschehen. So wol dieses, als sein demüthiges Betragen gegen den Pabst, dem er unter andern die bekannte Ehrenbezeugung des Steigbügelhaltens erwies, macht ihm abermal wenig Ehre.

Gleich im folgenden Jahr nach der Krönung unsers Friedrichs zu Rom ereignete sich eine Begebenheit, welche alle europäischen christlichen Mächte aufmerksam machen, und zum Theil in nicht geringes Schrecken sezen muste. Das griechische oder orientalische Kaiserthum hatte, so schwach und unbeträchtlich es auch nach und nach geworden war, doch bis in die Mitte dieses, nämlich des funfzehnten Jahrhunderts fortgedauert. Izt aber erfolgte der endliche Untergang desselben mit einemmal. Die **Türken** **) hatten sich, wie wir

*) A. C. 1452.

**) Die Türken waren eigentlich ein Volk aus der asiatischen Tartarei, das sich nach Art derjenigen Natio-

wir bereits bemerkt haben, seit einiger Zeit in Europa ausgebreitet, und beträchtliche Stücke der Staaten des griechischen Kaiserthums und der Könige in Ungarn an sich gerissen. Diese rückten im Jahr 1453. unter Anführung ihres Sultans Mohammed des II. vor Konstantinopel, und eroberten diese Hauptstadt des griechischen Kaiserthums nach einer ohngefähr zweimonatlichen Belagerung am 29 Mai dieses Jahrs. Der orientalische Kaiser, **Konstantin Palaeologus** kam bei der Eroberung der Stadt selbst ums Leben, und das türkische Reich in Europa trat nunmehr an die Stelle des orientalischen christlichen Kaiserthums.

Da man schon aus den bisherigen Unternehmungen der Türken leicht den Schluß machen konnte,

Nationen, deren wir in dem Abschnitte von der Völkerwanderung gedacht haben, ausbreiteten, und immer weiter fortrückten. Schon im dreizehnten Jahrhundert gedenkt die Geschichte ihrer Eroberungen in Asien, und im vierzehnten besaßen sie nicht nur schon ganz Kleinasien oder Natolien, sondern sie kamen auch herüber nach Europa und unterwarfen sich unter Anführung Sultan Amurat des I. Bulgarien und einen Theil von Romanien, nebst der Stadt Adrianopel, woselbst dieser Amurat den Grund zur iezigen Verfassung des türkischen Reichs legte. Nach und nach erweiterten sie ihre Gränzen immer mehr, ohnerachtet des tapfern Widerstandes der Ungarn, bis sie endlich das griechische Kaiserthum über den Haufen warfen, und ein eignes beträchtliches Reich errichteten.

te, daß sie ihre Eroberungen so weit als möglich auszubreiten suchen würden, so mußten die nunmehrigen Nachbarn dieses unruhigen Volks, besonders die Könige von Ungarn und Polen nebst dem deutschen Kaiser ernstlich auf ihre Sicherheit bedacht seyn. Der leztere hielt zwar verschiedne Reichstäge, auf welchen ein Zug wider die Türken veschlossen werden sollte, und der Pabst Nikolaus wollte diesen Zug das heilige Ansehen eines Kreuzzugs geben: allein es kam bei allen diesen Anstalten nichts zur Wirklichkeit. Friedrich, der mehr zum Mönch als zum Kaiser geboren war, beweinte das unglükliche Konstantinopel, und betete für die Christenheit. Auf den Reichstägen aber, wo er sich mit den Ständen hätte berathschlagen sollen, was für das allgemeine Beste der Nation zu unternehmen wäre, erschien er meistentheils gar nicht, und sehr selten beschikte er diese Versammlungen durch Abgeordnete. Zudem waren innerhalb des Reichs selbst die alten Privatkriege und Fehden wieder ärger eingerissen als iemals: und diesen Unordnungen wollten die Stände vorher abgeholfen wissen, ehe sie sich auf einen auswärtigen Krieg einlassen wollten. Aber dazu war Friedrich der III. zu unthätig.

Bei sogestalten Sachen giengs denn im deutschen Reich bunt über. Der deutsche Orden, von welchem bereits gemeldet worden, daß er Preussen an sich gebracht habe, fieng an, die preußischen

Städ-

Städte und Landstände despotisch zu beherrschen, drükte sie grausam und beraubte sie fast aller ihrer Freiheiten. Die Stände und Städte verbanden sich gegen den Orden, und endlich sollte der Kaiser den Streit entscheiden. Dieser sprach das Urtheil ganz für den Orden, und dieses gab die Veranlassung, daß derselbe um den beträchtlichsten Theil seiner Besizungen kam. Denn da der Orden nunmehr seinen Muthwillen aufs höchste trieb, ergaben sich die Preussen unter den Schuz des Königs von Polen, Kasimir. Dieser iagte den Orden aus dem grösten Theile Preussens hinaus, und behielt denselben für sich, den übrigen Theil aber mußte der Orden, vermöge eines zu Thorn geschlossenen Vergleichs *) von der Krone Polen zu Lehen nehmen.

Die Ungarn hatten es zwar endlich dahin gebracht, daß ihnen Kaiser Friedrich ihren iungen König, den Prinzen **Ladislav** ausgeliefert hatte. Da aber dieser (wie vermuthet wurde, an beigebrachten Gifte) frühzeitig verstarb, so wählten die Ungarn den **Matthias Corvinus**, einen Sohn des oberwähnten Johann Corvinus zu ihrem König, und schlossen den Kaiser von der Succeßion aus, welcher iedennoch eine, wiewol schwache Partei unter der ungarischen Nation hatte. Von dieser zum König gewählt, nahm er den königlichen Titel an,

*) A. C. 1467.

an, und machte einen Versuch, seine königliche Würde mit den Waffen zu behaupten. Er war aber gegen den Matthias nicht glüklich, und bequemte sich bald diesen in ruhigem Besiz seines Königreichs zu lassen. In Böhmen gieng es nicht besser. Denn ob sich gleich viele Kompetenten zu dieser Krone fanden, unter welchen unser Kaiser auch war, so wählten die Böhmen doch ihren bisherigen Statthalter, **Georg von Podiebrad** zum Könige. Dessen Schwiegersohn, der König Matthias von Ungarn unterstüzte ihn, und der Kaiser Friedrich muste auch hier mit seinen Ansprüchen zurücke bleiben. Der Verlust der böhmischen Krone hatte er lediglich seiner Unthätigkeit zu danken. Denn wie wir wissen, hatten ihm die Böhmen lang vorher die vormundschaftliche Regierung, ja die Krone selbst angetragen: er hingegen gab es ihnen selbst an die Hand, daß sie ihr Reich durch einen Statthalter sollten regieren lassen.

Selbst Oesterreich machte ihm sein Bruder **Albert**, nach Ladislavs Tode, streitig. Er gieng mit einem Heer auf ihn los, und war desto glüklicher in seinem Unternehmen, da die Oesterreicher selbst über die Regierung des Kaisers misvergnügt waren. **Friedrich** wurde in der Burg zu Wien belagert, und würde, ohngeachtet ihm der König Georg von Böhmen zu Hülfe kam, wenig gegen Alberten ausgerichtet haben, wenn ihm nicht der Tod desselben und seines Vettern, des Herzogs

Sigmund

Sigmund von Tirol, endlich den Besiz der österreichischen Lande verschaft hätte.

Die Geschichte aller Streitigkeiten und Privatkriege, die unter der Regierung Friedrichs des III. unter den deutschen Fürsten entstunden, ist viel zu weitläuftig, als daß wir, wenn wir unserm Plane getreu bleiben wollen, alles ausführlich anführen können. Man darf sich auch keineswegs verwundern, daß die Fürsten sich wenn sie uneinig wurden, sich mit Hintansezung des kaiserlichen Ansehens untereinander befehdeten und bekriegten, wenn man in Erwägung zieht, was sich Geringere unterstanden. Ein Beweiß hievon ist der bekannte sächsische **Prinzenraub**, eine Begebenheit von der wir, weil sie in der Geschichte die einzige ihrer Art ist, das hauptsächlichste mitnehmen wollen. **Kunz von Kaufungen**, ein Ritter und tapferer Krieger fand sich von dem Kurfürsten **Friedrich** von Sachsen, man weiß nicht recht eigentlich wodurch, beleidigt, und faßte den Vorsaz dessen beide noch iunge Prinzen **Ernst** und **Albert** vom Schlosse zu **Altenburg**, wo der Kurfürst damals residirte, zu holen, um solchergestalt den Kurfürsten zu zwingen, die Forderungen die er an ihn machte, einzugehen. Diesen Anschlag führte er auch wirklich aus. Er hatte Nachricht erhalten daß der Kurfürst auf einen gewissen Tag *) ein Festin zu Leipzig halten, die Kurfürstin aber nebst

*) A. C. 1455. den 8 Jul.

den beiden Prinzen auf den Schlosse zu Altenburg bleiben würde. Ein einziger alter Trabant war die ganze Schloßwache, und Kunz, dem auch dieser Umstand nicht verborgen war, machte sich alles recht wol zu Nuzen. Er erstieg das Schloß, und holte die beiden Prinzen aus ihren Schlafzimmer. Ja, da er sahe, daß er anstatt des einen Prinzen einen Edelknaben ergriffen hatte, der in den nämlichen Zimmer schlief, war er so vermessen, daß er ins Schloß zurük kehrte, und den Prinzen, der sich unter das Bette verstekt hatte, selbst holte. Die Kurfürstin erwachte zu spät, und Kunz hatte nebst zween Edelleuten, seinen Mitverschwornen die beiden Prinzen glüklich davon gebracht. Diese beiden sollten den ältern Prinzen, Ernst, nach Franken führen, er selbst aber wollte mit dem Albert nach Böhmen. Man machte zwar, sobald dieser Raub bekannt geworden, allenthalben Anstalten zum Nachsezen: aber alles war fruchtlos, und der Prinz Albert, den Kunz in Verwahrung hatte konnte nur durch ein glükliches Ohngefähr gerettet werden. Dieses ereignete sich folgendermassen. Kunz erreichte mit dem Prinzen einen Wald, wo Albert sehr über Müdigkeit und Hunger zu klagen anhub. Kunz erlaubte ihm, sich Beeren zur Speise zu suchen, und auszuruhen, indem er nichts weniger vermuthete, als daß man ihn in einen dichten und unwegsamen Walde sobald auskundschaften, oder daß ihm Albert davon laufen würde.

de. Zum Glük des leztern wohnte in der Nähe ein Köler, (Kolenbrenner) Georg Schmidt. Dieser traf Alberten von ohngefähr an und erfuhr von ihm wer er wäre. Er und seine Gehülfen erretteten hierauf den Prinzen aus Kunzens räuberischen Händen und brachten ihn nach Altenburg. Kunz aber wurde gefangen genommen, und nachgehends zu Freiberg öffentlich enthauptet. Seine Gefährten erboten sich freiwillig den Prinzen Ernst zurükzubringen, wenn ihnen der Kurfürst ihr Verbrechen vergeben würde, und dieses erfolgte auch. Der alte Köler, der sich nun eine Gnade vom Kurfürsten ausbitten sollte, verlangte weiter nichts als in dem Walde, wo er bisher gewohnt hatte, frei Kolen brennen zu dürfen. Er erhielt dieses nebst einem Freygute und andern Vergünstigungen, die seine Familie, welche noch heut zu Tage fortdauert, noch immer genießt.

In diese Zeiten gehören auch die Streitigkeiten der Fürsten und Reichsstädte in Franken und Schwaben, welche eigentlich eine Folge des Hussitenkriegs waren. Die Fürsten machten in Rüksicht auf diesen Krieg verschiedne Forderungen an die Städte, welche diese zu erfüllen sich weigerten. Hierüber entstand ein verderblicher Krieg, indem sich die Fürsten gegen die Städte, und diese gegen die Fürsten verbanden. Der Graf Ulrich von Würtemberg war mit den schwäbischen Reichsstädten im Krieg begriffen und in Franken hatte beson-

ders die Stadt Nürnberg an dem Markgrafen von Brandenburg Albrecht, einen mächtigen Feind. Seine Versuche auf die Stadt selbst schlugen nicht an, hingegen wurde das Land durch diesen Krieg gewaltig verheert und verwüstet, bis endlich im Jahr 1450. diese Irrungen, sowol in Franken als in Schwaben durch einen Vergleich beigelegt wurden.

Noch müssen wir die vornehmsten Begebenheiten des Herzogs von Burgund, Karls des Kühnen, kürzlich erzählen, weil sie mit der Geschichte unsers Friedrichs und Maximilians des I. zu stark verwebt sind, ob sie gleich sonst nicht eigentlich zur Geschichte Deutschlands gehören. Dieser Herzog war ein äuserst herrschsüchtiger und Länderbegieriger Herr. Er besaß nicht nur das eigentliche Burgund, sondern überdieses den größten Theil der Niederlande. Mit allen diesen Ländern war aber sein gränzenloser Ehrgeiz nicht zufrieden. Da er eine ziemliche Macht auf den Beinen hatte, so fieng er oft um unbeträchtlicher Ursachen bald mit diesem, bald mit ienem Nachbarn Krieg an, und suchte ein Stük von dem Lande desselben an sich zu reissen. Besonders hatte er seine Absichten auf die Schweiz gerichtet: denn sein Hauptplan war, das alte burgundische Reich wieder zu erneuern. Zur Beförderung dieses Plans ließ er sich mit dem Kaiser Friedrich in geheime Traktaten ein. Dieser

sollte

sollte ihm den Titel eines Königs von Burgund zugestehen, wogegen er sich anheischig machte, seine einzige Prinzeßin Maria, mit dem kaiserlichen Prinzen, dem Erzherzog Maximilian zu vermählen. Diese Traktaten zerschlugen sich aber bald, zu nicht geringen Misvergnügen des Herzogs. Denn erstlich konnte ihn der Kaiser ohne die Einwilligung der Kurfürsten nicht für einen König erkennen: überdieses war derselbe von den König in Frankreich gewarnt worden, dem herrschsüchtigen Karl nicht zu weit zu trauen, und endlich verzögerte Karl selbst die versprochene Vermählung seiner Prinzeßin, welche Friedrich der III. betrieb, von einer Zeit zur andern, so daß der Kaiser mißtrauisch werden, und auf die Gedanken gerathen mußte, Karl würde, wenn er sein Begehren einmal erhalten hätte, nicht halten was er versprochen hatte. Einige sezen noch hinzu, der Kaiser habe sich durch den prächtigen Aufzug und Hofstaat Karls, worinn ihn dieser weit übertraf, so sehr beschämt und beleidigt gefühlt, daß er die Lust verlohrn hätte, diese Traktaten, weswegen beide zu Trier zusammengekommen waren, fortzusezen. — Genug der Kaiser verließ Trier in aller Stille, und die Traktaten wurden unterbrochen.

Der hierüber äuserst aufgebrachte Herzog *) beschloß nunmehr sich an dem Kaiser und deutschen

*) Die Anekdote sagt, er sei des glüklichen Erfolgs seines Begehrens schon so gewiß gewesen, daß er Krone

Reich zu rächen. Er mengte sich in die Händel, welche der damalige Kurfürst von Kölln, Ruprecht, mit seinem Domkapitel und Landständen hatte, erklärte sich wider die Stadt Kölln und das Domkapitel und rükte mit einer Armee ins Köllnische. Der Kaiser bot hierauf das Reich zu einem Krieg wider den Herzog von Burgund auf. Man brachte zwar ein Heer zusammen, aber der Kaiser gieng wieder, seiner Gewonheit nach, so langsam und läßig zu Werk, daß die Reichsstände einen gerechten Unwillen darüber fassen mußten. Endlich rükte er dem Herzog Karl, der eben die Stadt Neuß belagerte, doch entgegen, lieferte ihm aber kein Treffen, weil der päbstliche Legat im Lager angekommen war, und sich erboten hatte, einen Frieden zu stiften. Dieser kam auch endlich auf die Bedingungen zu Stande, daß Karl in sein Land zurükgehen und sich nicht weiter in die Sache des Kurfürsten von Kölln mischen sollte. Bei diesem Zuge hatte der Kaiser auch unter andern die Schweizer zur Reichshülfe wider den Herzog Karl aufgefordert. Nun hatten sie zwar ihre Truppen nicht zur Reichsarmee geschikt: aber sie waren doch in Burgund eingefallen, und hatten Karln eine Diversion

Krone und Scepter zu seiner Krönung mit nach Trier gebracht habe. — Desto empfindlicher muß es ihm freilich gewesen seyn, da er sahe, daß sein Projekt scheiterte.

version gemacht, welche in der That das meiste zur Beendigung der köllnischen Händel beitrug. Denn nun sahe sich Karl genöthigt in seine Lande zurük zu gehen. Ob sich nun gleich in der Geschichte nicht findet, daß die Schweizer, nachdem Karl mit dem Kaiser und Reich Friede gemacht hatte, fernere Feindseligkeiten gegen Burgund ausgeübt hätten, so war dieses doch für Karln eine gewünschte Gelegenheit zur Rache. Erst fiel er in Lothringen ein, und entriß dieses Herzogthum seinem rechtmäßigen Herrn, dem Herzog **Renatus**, in einem einzigen Feldzug. Dann gieng er auf die Schweizer mit einem Heer von 60000 Mann los, wurde aber von den tapfern Eidgenossen so übel empfangen, daß er nach zweien blutigen Schlachten, die er verlor, eines grossen Theils seiner Reichthümer und seines Kriegsvolks beraubt, in sein Land zurükkehren muste. Die erste gieng bei **Granson** im Kanton Bern *) vor, wo er das Feld räumen und den Schweizern eine Beute von einer Million Gulden hinterlassen mußte. In der zweiten, bei **Murten** **) verlohr er an 20000 Mann von seinem Heer. Nun hatte der Herzog Renatus von Lothringen Plaz bekommen, sich mit Hülfe der Schweizer wieder seiner Lande zu bemächtigen. Karl rükte ihm dennoch entgegen, und vor **Nancy** ***)

 kam

*) A. C. 1476. 2 März. **) Eod. a. 22 Jun.

***) A. C. 1477. 5 Jan.

kam es zu einem dritten Treffen, in welchem Karl selbst das Leben verlor.

Seine Prinzeßin Maria, wurde 1477. den 19 August mit dem Erzherzog Maximilian wirklich vermählt. Wahrscheinlicher Weise würde der Herzog Karl bei seinem Leben diese Vermählung niemals bewilligt haben, ob er gleich in dem im Lager vor Neuß geschlossenen Friedensvertrag sein Versprechen diesfalls feierlich hatte erneuern müssen. Allein ob gleich sein Tod alle Hindernisse für Maximilianen aus dem Wege geräumt zu haben schien, so war dieser deswegen doch noch nicht in dem ruhigen Besiz der Lande, deren Erbin seine Gemahlin war. Der Dauphin von Frankreich, Karl, war sein Mitwerber gewesen, und dieses verursachte bald neue Irrungen zwischen ihm und Frankreich, welche in einen Krieg ausbrachen. Wir werden das hiehergehörige im nächsten Abschnitt nachholen, der der Geschichte Maximilians des I. gewidmet ist: für izt aber kehren wir wieder zu unserm Kaiser Friedrich zurük.

Er, dessen natürliche Unthätigkeit sich mit seinen zunehmenden und schwächern Alter vermehrte, wünschte nichts so sehr, als seinem Prinzen, Maximilian, noch bei seinem Leben die Nachfolge im Reich zu versichern. Er berief daher einen Reichstag nach Frankfurt zusammen, und that ihnen wegen der Wahl seines Prinzen Vorschläge. Maximilian wurde auch 1486. einstimmig gewählt, und

am 9 April dieses Jahrs feierlich gekrönt. Da aber der Kaiser, aus Staatsabsichten den König Vladislav von Polen, der vermög der goldnen Bulle auch eine Kurstimme hatte, von dieser Wahl ausschloß, so fand sich dieser hierdurch auf das empfindlichste beleidigt und drohete dem Kaiser mit einem Kriege, welcher iedoch durch die wirksame Vermittelung der übrigen Kurfürsten abgewendet wurde.

Nunmehr sollte durch Vermittelung des römischen Königs der allgemeine und so sehnlich gewünschte Landfriede endlich zu Stande kommen. Schon Albert der II. hatte das westphälische Vehmgericht abgeschaft, weil es die Mitglieder desselben zu bunt gemacht und unter dem Schein der ihnen anbefohlenen schleunigen Justizpflege die größten Ungerechtigkeiten verübt hatten, und weil es im Grunde doch nicht vermögend war, den Befehdungen und Räubereien gehörig Einhalt zu thun. Izt aber trugen es die Kurfürsten darauf an, daß ein allgemeines Reichsgericht errichtet und das Befehdungsunwesen aus dem Grunde gehoben werden sollte. Allein man konnte so oft und viel man auch darüber zu Rath gieng, doch nichts Hinlängliches ausmachen. Alles was Friedrich der III. bewirkte, war, daß er einige Reichsstände, besonders in Schwaben dahin vermochte, daß sie zur Beschirmung des Landfriedens und der allgemeinen Sicherheit ein besonders Bündniß zu Eßlingen

gen *) errichteten, welches anfangs die Gesellschaft vom Sankt Georgenschild, nachgehends aber der schwäbische Bund genennt wurde. Dieses Bundes Sache war es also, die öffentliche Sicherheit mit den Waffen zu schüzen, da noch kein beständiger Landfriede publicirt, und kein allgemeines Reichsgericht vorhanden war. Die Glieder dieses Bundes errichteten einen besondern Bundesrath, und ein Bundesgerichte, und unterhielten dabei eine ansehnliche Armee, um allen Befehdungen und Streitigkeiten, welche nicht durch gütlichen Vergleich beigelegt werden konnten, mit Gewalt ein Ende zu machen. So traf doch Friedrich der III. noch am Abend seines Lebens einige Verfügungen gegen die mannichfaltigen Unordnungen und Kriege, welche während seiner Regierung das Reich auf eine so traurige Art zerrüttet hatten.

Er starb im acht und siebenzigsten Jahr seines Alters nach einer fast vier und funfzigiährigen Regierung. **) Mit seinem Charakter sind wir bereits bekannt. Man kan ihn allenfalles mit Heinrichen dem IV. vergleichen, das einzige ausgenommen daß dieser wirklich weit mehr Heroismus und königliche Tugenden besaß, so wie es ihm Friedrich der III. an Frömmigkeit und Devotion zuvor that. Aber was nuzte diese Privattugend — ich will so billig seyn, und eine Andacht die so oft in Aberglauben ausartet, Tugend nennen — was nüzte

te

*) A. C. 1488. **) 1493. 19 Aug.

te diese Privattugend dem Reich? — Mit Unrecht hält sich Aeneas Sylvius *) über das Betragen der Reichsstände auf, und rükt ihnen vor, daß sie sich nicht so ehrerbietig, als es ihre Schuldigkeit mit sich brachte, gegen den Kaiser erwiesen hätten. War nicht viel mehr er selbsten an diesem Betragen Schuld, er, der so oft durch seine Trägheit in Verwaltung der Reichsgeschäfte den Unwillen der Reichsstände erwekte, die ihn auch in den dringendsten Fällen, so zu sagen, fortschieben musten, wenn anders für die Wolfahrt des Reichs gesorgt werden sollte?

VIII.

Geschichte Maximilians des Ersten.

Wenn das bekannte Sprüchwort, **Eine Taube zeugt keinen Adler**, in tausend Fällen eingetroffen ist, so macht doch der deutsche Kaiser, Maximilian der I. aus dessen Geschichte wir hier das Vorzüglichste erzählen wollen, eine Ausnahme, die der allgemeinen Warheit dieses Sazes geradezu,

*) Quamuis Imperatorem et *Regem* et *Dominum* uestrum esse fatemini, *precariò* tamen ille imperare uidetur. Nulla eius potentia est: tantum ei paretis, quantum uultis, *uultis autem minimum*. AEN. SYLVII Germania, c. 40.

radezu, was den allegorischen Sinn derselben anbelangt, widerspricht. Friedrich der III. dieser friedsame, in allen seinem Thun und Wesen langsame und unentschlossene Regent, zeugte unsern Maximilian, den tapfersten Krieger und entschlossensten Helden seines Jahrhunderts.

Schon seine Jugendgeschichte liefert uns eine Menge Beispiele, daß er als Jüngling Muth und Herzhaftigkeit oft bis auf den höchsten Grad der Verwegenheit getrieben habe. Den grösten Theil seiner Jugendbegebenheiten ließ er selbst durch seinen Freund, **Melchior Pfinzing** in deutsche Reime bringen. Das bekannte Buch, **Theuerdank** *) ent-

*) Tewerdanck, Nürnb. 1517. gr. fol. Man hat auch neuere und weniger seltne Ausgaben dieses Buchs, als diese, welche äuserst rar ist. — Die Anlage des Gedichts ist allegorisch. Der König Ruhmreich, (Kaiser Friedrich) sendet den Ritter Tewrdank — unsern Maximilian, — sich mit der Königin Ehrenreich — vielleicht der Maria von Burgund — zu vermählen. Indem er nun auf dem Wege ist, sich um ihre Hand zu bewerben, werden ihm von dreien Hauptleuten, Fürwittig, Neidelhart, Unfalo (Fürwiz, Neid, Unfall) die seine Feinde sind und die Zugänge bewahren, die gefährlichsten Hindernisse in den Weg gelegt, die er aber alle glüklich überwindet, und seine Absicht erreichte. — Die Verse und Reime sind nun freilich, wie sie damals zu haben waren, indessen bleibt das Werk immer eins der schäzbarsten Denkmäler der deutschen Dichtkunst in den damaligen Zeiten.

enthält diese Reime, und liefert mehr als eine Anekdote, welche unsere Bewunderung erregt, indem er oft auf die unvermuthetste Weise dem nahen und fast unvermeidlichen Verderben entgieng. Ich will meinen Lesern nur eine dieser Geschichten erzählen, die unter allen eine der berühmtesten ist. Maximilian war in seiner Jugend sehr für die Gemseniagd eingenommen, und kletterte diesen Thieren so muthig als der behendeste Jäger über die steilsten und höchsten Felsen nach. Einst hatte er aber das Unglük, daß er sich ohnweit Insbruk in Tirol dergestalt verstieg, daß er nicht wieder zurük und herunter konnte, ohne sich von einem der höhesten Felsen zu tod zu stürzen. Man konnte auf keine Weise ohne gewisse Todesgefahr zu ihm gelangen, und wenn man es auch hätte versuchen wollen einen Steig zu ihm durch die Felsen zu hauen, so würde solches eine Arbeit von etlichen Wochen gewesen seyn, binnen welcher Zeit er doch Hungers gestorben wäre. Er versahe sich auch selbst nichts anders, als des Todes, und rief nur den Seinigen zu, daß man ihm das hochwürdige Sakrament, dessen wirklicher Genuß ihm durch die Umstände, in welchen er sich befand, versagt war, von ferne, zu seinem Troste, zeigen sollte. Nachdem er nun beinahe drei Tage in diesem traurigen Zustande verharret hatte, und iedermann an seiner Errettung verzweifelte, fand sich unversehens ein unbekannter Jüngling in Bauertracht

bei ihm auf dem Felsen ein, der ihm einen Steig zeigte, auch glüklich von diesem gefährlichen Orte herunter, und zu dem beständig bei der Gefahr ihres Prinzen anwesenden Volke, und kaiserlichen Gefolge brachte. Unter dem freudigen Getümmel dieser Leute, welche über die Rettung ihres Herrn frolokten, verlohr sich dieser Wegweiser. Der Kaiser Friedrich, welcher, wie leicht zu erachten, den meisten Antheil an dem Schiksal seines Sohns nahm, ließ ihn, den Erretter desselben, allenthalben aufsuchen, und bekannt machen, daß er sich melden sollte, um die Belohnung eines so wichtigen Diensts zu empfangen: es meldete sich aber niemand. Daher glaubte iedermann, es sei dieser Jüngling der Schuzengel des Prinzen, oder überhaupt ein von Gott zu seiner Rettung abgeschikter Engel gewesen. *) — Zum Andenken dieser Begebenheit wurde an dem gefährlichen Orte in der Felsenwand, in einer dazu ausgehauenen vierekigten Reihe ein vierzig Fuß hohes Crucifix aufgerichtet,

*) Postero die cum laeti patris edicto dux ille ubique terrarum quaereretur, quo praemio merito posset honorari, nec diu quaesitus inueniretur, cognitum pariter et uulgo creditum est, *Euangelum custodem* vocumue Genium fuisse, a Deo missum, ut adolescentem principem ad maxima reip. Christianae commoda, et ad Austriacae domus incrementum grande ab immatura morte seruaret. St. V. PICHIVS in Hercule Prodicio (Antuerp. 1587. 8.) p. 245. 246.

richtet, welches denen die es von unten betrachten kaum zwei Fuß hoch vorkommt. *)

Wenn wir auch den Umstand bezweifeln, daß Maximilian eben von einem Engel gerettet worden, so ist es doch glaubwürdig, daß die göttliche Vorsicht besonders über ihn gewacht habe, um in ihm dem deutschen Reich einen Regenten zu erhalten, dessen dieses in seinen damaligen Umständen sehr bedurfte, und dessen grosse Talente, die sich schon in seiner frühen Jugend entwickelten, dem Reich wirklich viele Vortheile verschaften, und zur Verbesserung der innern Verfassung desselben und Abstellung der bisher überhand genommenen Unordnungen nicht wenig beitrugen.

Wir wissen bereits, daß Friedrich der III. sich alle Mühe gab, seinen Prinzen mit der Prinzeßin Maria von Burgund zu vermählen, und daß diese Vermählung nach dem Tode Karls des Kühnen wirklich zu Stande kam. Der Erzherzog Maximilian war also in dem Besiz aller Erblande seiner Gemahlin. Diesen machte ihn aber der König in Frankreich, **Ludewig** der XI. streitig. Er hatte sich nicht weniger, als der Kaiser, bemühet, die Prinzeßin an seinen Dauphin, Karl, zu vermählen, der

*) — Loculus in sublimi rupis pariete in quadrum excisus et in eo posita imago crucifixi Seruatoris nostri lignea, altitudinis, ut ferunt, quadraginta circiter pedum; quae ab imo cernentibus uix bipedalis apparet. PIGH. l. c. p. 243.

der damals fast noch ein Kind war. Um seiner Sache noch sicherer zu seyn, und die Prinzeßin mit Gewalt zu dieser Vermählung zu zwingen, war er in die burgundischen Lande eingerükt, und hatte von einem Theil derselben Besitz genommen. Aber Maria wählte dem ungeachtet den Erzherzog zu ihrem Gemahl. Dieses brachte den König in Frankreich so auf, daß er nun als ein offenbarer Feind agirte, und Maximilian mußte Gewalt mit Gewalt zu vertreiben suchen. Aber freilich fand er sich gegen einen Feind, wie Frankreich war, zu schwach. Er wendete sich also an seinen Vater den Kaiser, und verlangte, daß dieser die Reichsstände zur Hülfe auffordern sollte, die man allerdings mit Recht begehren konnte, da die Franzosen immer weiter um sich griffen, und sich auch verschiedner Stücke die zum Reich gehörten bemächtigt hatten. Aber die verlangte Hülfe blieb aus, oder eigentlich zu sagen, der Kaiser Friedrich betrieb wieder alles, nach seiner Weise so schläfrig, daß zulezt aus der ganzen Sache nichts wurde. Maximilian mußte also schon sehen wie er sich selbst helfen könnte. Er war auch in so fern glüklich genug, daß er, nachdem er die Franzosen verschiedenemal geschlagen, den größten Theil der burgundischen Lande wieder eroberte. Ludewig der XI. schloß mit ihm zu **Arras** *) einen Vergleich, auf die Bedingungen, daß Maximilians damals erst dreiiährige Prinzeßin, **Mar-**

gareth

*) A. C. 1482. 23 Dec.

garetha an den Dauphin vermählt, und die anfangs von Frankreich in Anspruch genommenen Länder zum Heirathsgut bekommen sollte. Die Prinzeßin wurde auch, diesem Vertrag zu Folge, wirklich nach Frankreich abgeschikt.

Noch vor Abschliessung dieses Vertrags war die Erzherzogin Maria, Maximilians Gemahlin Todes verblichen. Maximilian wollte die Vormundschaft über seine beiden mit ihr erzeugten Kinder, besonders über seinen Prinzen, Philipp, behaupten, aber verschiedne niederländische Stände, besonders die Grafschaft Flandern, waren damit nicht zufrieden. Die Stadt Gent hatte es gar so weit getrieben, daß sie den Prinzen Philipp in Verwahrung nahm, und sich hartnäckig weigerte, denselben an seinem Vater auszuliefern. Dazu kam noch, daß es Maximilianen gereute, den Vergleich zu Arras geschlossen zu haben. Ludwig der XI. war gestorben, und der Dauphin, nunmehr Karl der VIII. hatte den französischen Thron bestiegen. Maximilian hielt sich gegen diesen nicht eben genau an die Artikel des Vergleichs zu Arras, und suchte Gelegenheit, denselben aufzuheben. Darüber kam es nicht allein zwischen ihm und Frankreich zum Krieg, sondern Karl der VIII. schlug sich auch auf die Seite der mißvergnügten Niederländer, und nährte die Streitigkeiten zwischen dem Erzherzog und den flandrischen Ständen, so sehr ers vermochte. Ob nun gleich Maximilian alle Kräfte anwen-

dete, die Unruhen in Flandern zu dämpfen, so brachen dieselben doch immer vom neuen aus, und die rebellischen Flandrer bemächtigten sich einst zu Brügge *) seiner Person, und zwangen ihn in dieser Gefangenschaft, daß er der vormundschaftlichen Regierung in Flandern entsagen muste. Bei einer solchen kritischen Lage der Sachen konnte der Kaiser Friedrich, so unthätig er auch sonst war, freilich doch nicht ruhig zusehen. Er forderte die deutschen Reichsstände zur Hülfe auf, die er auch erhielt, und rükte mit einer ansehnlichen Armee, die er in Person anführte, in Flandern ein, befreite den Erzherzog, und zwang die Flandrischen Städte, daß sie sich unterwerfen und Maximilianen die Regierung überlassen musten.

Karl der VIII. hatte inzwischen gleichfalls Friede gemacht. Allein da Maximilian auf eine zweite Vermählung dachte, und seine Absichten auf die Herzogin Anna von Bretagne gerichtet hatte, welche ebenfalls eine Erbin beträchtlicher Staaten war, so giengen die Feindseligkeiten bald vom neuen an. Der König in Frankreich, dem es gar nicht gelegen war, daß diese Vermählung zu Stande kommen sollte, arbeitete Maximilianen auf alle nur mögliche Weise entgegen, und brachte es auch dahin, daß sich die Prinzeßin mit ihm, dem König vermählte. Von der ihm bestimmten Gemahlin aber, der Erzherzogin Margaretha, trennte er sich. Dieses Verfahren

*) A. C. 1488.

fahren beleidigte unsern Maximilian aufs äuserste, er brach in die bittersten Ausdrücke gegen Karln aus, beschuldigte ihm des Raubs und des Ehebruchs, und die Folge dieser wechselseitigen Erbitterung war ein abermaliger Krieg. Allein in seinen damaligen Umständen bedurfte Maximilian noch immer Unterstüzung zu einem Krieg mit Frankreich. Diese Unterstüzung fehlte ihm nun, und da sogar der König Heinrich der VII. von England, der sich anfangs mit ihm verbunden hatte, zurüktrat, und sich mit Karln dem VIII. vertrug, sah er sich bemüßigt ein gleiches zu thun. Karl lieferte die Erzherzogin Margaretha ihrem Vater aus, und trat einen Theil der burgundischen Länder ab, die er erobert hatte, und Maximilian begab sich aller Ansprüche auf Bretagne, die er vorhin in Ansehung seiner durch Bevollmächtigte bereits geschlossenen Vermählung mit der Herzogin Anna machen wollte.

Wir kommen nun auf die Wahl Maximilians zum römischen Könige, deren bereits in der Geschichte Friedrichs des III. erwähnt ist. Wir merken also hier weiter nichts dazu an, als daß Maximilian schon als römischer König und noch bei Leben seines Vaters, des Kaisers, mit kaiserlicher Gewalt im Reich regierte, indem sich Friedrich der III. nach dieser Zeit der Reichsangelegenheiten wenig oder gar nicht annahm. Die Reichsstände waren ihres Theils hiemit ganz zufrieden, weil sie bei diesem Tausche nichts verloren, wol aber ge-

wannen. Doch mißfiel es ihnen, daß sich Maximilian mit einer mailändischen Prinzeßin, Blanka Maria aus dem Hause Sforza vermählte, theils aus politischen Ursachen, theils weil ihre Abkunft der Abstammung ihres Gemahls nicht gleich war. Die grossen Reichthümer aber, welche diese Prinzeßin besaß, waren Ursache, daß sich der römische König hieran nicht kehrte, und von seinem Vorhaben nicht abstund. Der ehemalige Vormund dieser Prinzeßin, Ludewig Morus, der eigentlich die Vermählung gestiftet hatte, wurde von Maximilian nach dem Absterben des Herzogs von Mailand Johann Galeaz aus dem Hause Sforza, — welches Ludewig Morus durch Gift beschleunigt haben soll, — mit dem Herzogthum Mailand belehnt. Dieser Ludewig hatte die herrschsüchtigsten Plane im Kopfe und bediente sich zur Ausführung derselben der weitaussehendsten und gefährlichsten Mittel. Unter andern beredete er den König Karl von Frankreich, einen Feldzug nach Italien zu unternehmen, und den König Alfonsus von Neapel zu vertreiben. Karl ließ sich zwar hierzu bereden, aber der Feldzug fiel unglüklich aus, und die ganze Unternehmung war auch den Absichten des Ludewig Morus mehr hinderlich als förderlich, so daß sich dieser in seiner Staatsklugheit, mit der er immer sehr groß zu thun gewohnt war *) auf die-

*) Er war einer der ärgsten Grospräler seiner Zeit, und ein politischer Narr vom ersten Range. Er pflegte

sesmal entsezlich betrog. Wir übergehen die ausführlichere Geschichte dieses Kriegs in Italien mit Stillschweigen, indem sie die italiänische oder französische Geschichte näher angeht als die deutsche, und erwähnen nur kürzlich, in wie fern dieser Feldzug der Franzosen das deutsche Reich intereßirte.

Die Franzosen hatten sich verschiedner Städte in Italien bemächtigt, und man glaubte, daß Karl damit umgienge, sich die Kaiserkrone aufsezen zu lassen. Die Geschichte sagt uns auch, daß er wirklich den kaiserlichen Titel angenommen habe, unter dem Vorwande daß er alsdenn mit mehrerm Recht einen Krieg mit den Türken anfangen könne, welches er Willens sei. Diejenigen welche diesem Vorgeben glaubten, schlossen daraus, daß er das christliche Kaiserthum im Orient wieder aufrichten wolle, andern aber kam es weit wahrscheinlicher vor, daß

von sich selbst zu sagen, daß er das Triebwerk von ganz Europa in seinem Kopfe hätte, und daß nur Ein Gott im Himmel und Ein Ludewig auf dem Erdboden wäre. Daher wählte er sich auch den Maulbeerbaum, das Symbol einer besondern Klugheit, zur Devise, und nannte sich Morus, nach der lateinischen Benennung dieses Baums. S. Geschichte des teutschen Reichs von C. G. H. B. II. p. 4. — Der Mann muß bei aller seiner politischen Gelehrsamkeit kein Griechisch verstanden haben, sonst hätte er gewußt, daß das gleichlautende griechische Wort μορος einen Narren bedeute, und dann würde er vielleicht nicht einen so zweideutigen Beinamen angenommen haben.

es ihm eher um das abendländische zu thun wäre. Der Pabst und die italiänischen Fürsten, welche Karln den Einbruch in Italien so sehr erleichtert hatten, sahen zu spät ein, was sie für einen gefährlichen Nachbarn an ihm haben würden, wenn er in seinen Absichten glüklich wäre. Sie vereinigten sich also mit Spanien, und mit dem römischen König, und durch diese Allianz wurden die Franzosen aus Italien veriagt.

Dieser Krieg gab die Veranlassung zu einem für Deutschland sehr merkwürdigen und heilsamen Reichstag, den Maximilian nach Worms *) ausschrieb. Wir haben bereits mehrmalen des unseligen Befehdungswesens gedacht, das in diesen Zeiten Deutschland unsicher, und viele Bewohner desselben unglüklich machte. Es ist auch rühmlichst erwähnt worden was die deutschen Könige und Kaiser samt den Reichsständen seit Heinrich dem I. für Anstalten trafen, diesem Unheil zu wehren. Aber alle die dießfalls erschienenen Verordnungen und gemachten Vorkehrungen waren nicht hinlänglich das Uebel aus dem Grunde zu heben. Die ersten den Landfrieden betreffenden Verordnungen waren nichts weiter als eingeschränkte Vergleiche, gleich einem Waffenstillstande auf eine bestimmte Zeit geschlossen. War nun diese Zeit verflossen, so glaubte wiederum ein ieder das Recht zu haben, den andern zu befehden, und das Wesen gieng vom neuen

*) A. C. 1495.

neuen an, bis der Landfriede wieder erneuert wurde, da es denn einige Jahre ruhiger war. In der goldnen Bulle wurde zwar festgesezt, daß keiner den andern ohne kaiserliche Erlaubnis und ohne einen besondern vom Kaiser ausgebrachten Befehdungsbrief feindlich angreifen sollte: allein dadurch wurden die Befehdungen vielmehr privilegirt, als aufgehoben. Der schwäbische Bund hatte nun zwar die löbliche Absicht, diesen Unordnungen ernstlich zu steuern; allein das konnte nur selten durch das Bundesgericht bewerkstelligt werden, und muste meistens mit bewafneter Hand geschehen. Dabei befand sich nun Deutschland um ein Schlechtes gebessert, denn Krieg blieb immer Krieg, es mochte ihn auch führen, wer da wollte. Es ist bekannt, daß die Reichsstände unter der Regierung Friedrichs des III. scharf darauf drangen, daß ein beständiger Landfriede eingeführt werden sollte, und daß sie größtentheils in der Absicht die Wahl Maximilians des I. bewilligten, weil sie hoften, daß eine so nüzliche Verordnung unter ihm bekannt gemacht werden sollte. Allein bis hieher war noch immer keine Hand an das Werk, wenigstens nicht mit Fleiß und Ernst, gelegt worden. Nun wollte Maximilian bei den Ständen auf dem Reichstage zu Worms die Reichshülfe wider die Franzosen in Italien auswirken. Die Reichsstände aber weigerten sich, eine Hülfe gegen auswärtige Feinde zu bewilligen, ehe und bevor im deutschen Reich

 selbsten

selbsten Friede und Ruhe hergestellt wäre. Dieses bestimmte ihn endlich die Sache ernstlich vorzunehmen, und so entstand auf diesem Reichstage aus einem von den Ständen verfaßten Entwurf, den Maximilian hernachmals mit seinen Räthen durchgieng und verbesserte, das Gesez des beständigen Landfriedens, *) vermöge dessen in Zukunft alle und iede Befehdungen und Privatkriege auf das geschärfteste verboten, und nicht nur die Friedensstörer selbst, sondern auch alle ihre Gönner, Helfer und Beherberger mit grosser Geldstrafe belegt oder gar in die Reichsacht erklärt werden sollten. Die Stände bestättigten diese Verordnung durch ihre einmüthige Beistimmung, und so wäre denn endlich den verderblichen Zerrüttungen innerhalb des deutschen Reichs Gränzen gesezt; wenigstens durfte es niemand mehr auf Hofnung daß es ihm ungestraft hingehen würde, wagen, den andern feindlich zu behandeln. Denn ganz und gar hörten diese Plackereien nach dieser Verordnung doch nicht auf, weil der Hang zum Kriege, und die Begierde, sein eigner Richter und Vertheidiger zu seyn, zu sehr in den Charakter der Nation verwebt, und zu tief in iedem Herzen eingewurzelt war.

Auf

*) Constitutio sub tit. der Königliche Landfriede ap. DATT. de Pace publica, L. VI. c. I. p. 783. Schmauß Corp. Jur. Publ. Acad. p. 56. sqq.

Auf eben diesem Reichstage errichtete auch Maximilian mit Rath der Stände das **kaiserliche Kammergericht**, welches hinfüro in einer hierzu wolgelegenen Reichsstadt ewig vom Reich unterhalten, und von selbigem allen Ständen Recht gesprochen werden sollte. *) Der erste Ort wohin es verlegt wurde, war Frankfurt am Mayn. Wir werden Gelegenheit finden, an einem andern Orte mehr von diesem Kammergericht, und von der eigentlichen Verfassung desselben zu sagen. Auch übergehen wir die übrigen Reichshandlungen, die Maximilian auf diesem Reichstage vornahm, und unter welchem eine der vornehmsten war, daß er die bisherigen Grafen von **Würtemberg** in den herzoglichen Stand erhob, weil wir uns nur mit den allgemein merkwürdigsten Begebenheiten des deutschen Reichs beschäftigen. Doch können wir dieses nicht übergehen, daß nach errichteten Landfrieden auch über die Reichshülfe gegen die Türken und Franzosen berathschlagt wurde. In Ansehung der leztern wurde beschlossen, daß eine Reichsarmee baldmöglichst versammelt werden, und unter Anführung Herzog Alberts von Sachsen nach Italien gehen sollte. Aber diese Hülfe war überflüssig, und kam zu spät, denn ehe sie ankam hatten die Franzosen Italien schon verlassen.

Indes-

*) *Ordinatio Cameralis* d. a. CCCCXCV. ap. DATT. in Act. Wormat. n. 71.

Indessen befürchteten die Italiäner, und sonderlich der staatskluge Ludewig Morus dennoch, daß Karl der VIII. noch einen Feldzug nach Italien machen würde. Dieser leztere hatte auch alle Ursache sich für einem zweiten Besuch der Franzosen zu fürchten, und er durfte eben kein so grosser Prophet und Hexenmeister in der Staatsklugheit seyn, als er seyn wollte, um vorauszusehn, daß es denn seinem Herzogthum Mailand vorzüglich gelten würde. Er hatte Karln selbst zu seinem vorigen unglüklichen Feldzug überredet, ihm die Zugänge Italiens eröfnet, und hernach war er auf einmal wieder zurük getreten, hatte sich mit der Gegenpartei alliirt, und Karln aus Italien iagen helfen. In dieser Besorgnis stattete er Maximilianen, der sich eben damals in Tirol befand einen Besuch ab, und bewog ihn mit einer Armee über die Alpen zu gehen. Maximilian, der wol selbst Absichten haben mochte das Königreich Neapel an seine Familie zu bringen, gieng hierauf nach Italien, grief die Florentiner, als Bundsgenossen des Königs von Frankreich an, und belagerte mit Hülfe der Venetianer Livorno. Es gieng ihm aber auf diesem Feldzug keineswegs nach Wunsch. Denn da die staatsklugen Venetianer überzeugt zu seyn glaubten, daß Karl der VIII. dessen Gesundheit sehr zerrüttet war, wol schwerlich mehr einen weitaussehenden Feldzug unternehmen dürfte, gaben sie ihrem General, der sich bei der Armee Maximilians befand,

fand, geheime Befehle, er sollte ihre Truppen schonen, und nichts Wichtiges gegen die Florentiner unternehmen. Auf diese Weise konnte nun auch der römische König nicht agiren wie er wollte, und da er endlich durch aufgefangene Briefe den Plan der Venetianer innen wurde, hob er die Belagerung auf, und kehrte voll Verdruß über die hinterlistigen Italiäner nach Deutschland zurük.

Der Tod Karls des VIII. der bald hierauf erfolgte, veranlaßte neue kriegerische Auftritte. Maximilian hatte schon längst auf Gelegenheit gewartet, den Franzosen Bourgogne oder das Herzogthum Burgund wieder zu entreissen, welches diese Krone seit dem Tode Karls des Kühnen im Besiz hatte. Die Regierungsveränderung in Frankreich schien seine Absichten zu begünstigen, und der neue König, Ludewig der XII. verglich sich auch hierüber mit ihm, aber freilich nur in der Absicht Zeit zu gewinnen, um alsdann seine Plane desto sicherer auszuführen. Indessen bekam Maximilian Krieg mit den Schweizern. Sie waren längst keine Freunde von ihm, weil er sich in verschiednen Streitigkeiten ihrer nicht so angenommen hatte, wie sie erwarteten. Als eine Hauptursache ihres Misvergnügens gaben sie an, daß man sie in den schwäbischen Bund, der noch immer fortdauerte, ziehen wollte, und dieses hielten sie für nachtheilig für ihre Freiheit. Sie brachen also in Feindseligkeiten gegen das Reich und besonders gegen den

schwä-

schwäbischen Bund aus, so daß der Krieg unvermeidlich war. Man sieht bei näherer Untersuchung leicht, daß nicht so wol die geriingen Beschwerden der Schweizer diesen Krieg veranlaßten, sondern daß vielmehr die Kabale des französischen Hofs denselben erregte. Da sich nun alle gütlichen Unterhandlungen zerschlugen, und die Schweizer fortfuhren, Feindseligkeiten zu verüben, so wurde diesen von dem schwäbischen Bunde der Krieg förmlich angekündigt. *) Gleich im ersten Jahr dieses Kriegs fielen acht verschiedne Treffen vor, und die Schweizer siegten allemal. In dem lezten, das bei Dornach geliefert wurde, verlor der General der schwäbischen Bundesvölker, ein Graf von Fürstenberg, selbst das Leben. Der König Ludewig der XII. in Frankreich trat auch auf die Seite der Schweizer, und dieses machte sie immer muthiger den angefangenen Krieg fortzusezen. Und die Dauer desselben war auch der Wunsch des Königs von Frankreich, der den römischen König mit den Schweizern beschäftigen wollte, und sich inzwischen des Herzogthums Mailand zu bemächtigen dachte. Allein beide Theile wurden des Kriegs müde, so bald sie einsahen, daß sie sich einander todschmissen, ohne daß einer oder der andre Theil etwas dabei gewann. Der Friede kam also früher als es Ludewig wünschte, nämlich noch im September **) desselbigen Jahrs in welchem der Krieg angegangen

*) A. C. 1499. **) 1499. 22 Sept.

gen war, zu Basel zu Stande, ohne daß Maximilian die Absicht die er bei diesem Krieg gehabt hatte, die in der Schweiz gelegenen Stammgüter des habsburgischen Hauses wieder zu erobern, hätte erreichen können. Die Schweizer aber verstärkten nach der Zeit ihre Eidgenoßschaft immer mehr, in dem festen Vorsaze, sich nie wieder an das deutsche Reich bringen zu lassen. Zur Geschichte dieses Friedens müssen wir noch anmerken, daß es der bereits rühmlichst bekannte Ludewig Morus war, der am meisten daran arbeitete, weil er die Absichten des Königs in Frankreich merkte. Die Vermittelung des Friedens zwischen dem römischen König und den Schweizern war nun doch wol ein Gedanke, der seiner Politik Ehre macht. Aber er hatte auch am meisten bei der Sache zu verlieren.

Gleichwie aber kein Mensch, wer der auch sei, seinem Schiksal entgehen kan, so konnte es auch Ludewig Morus nicht, so klug er sich übrigens dünkte. Der König in Frankreich war einmal fest entschlossen, etwas auf Mailand zu wagen. Er verband sich zu diesem Ende mit dem Pabst Alexander dem VI. und mit den Venetianern, und erhielt von dem Herzog Philibert von Savoien den freien Durchzug. Ludewig Morus hatte sich zwar so gut, als möglich in Vertheidigungsstand gesezt, und ein ansehnliches Korps Schweizer in Dienste genommen, indem er sich mit den Mailändern allein, die ihn ohnedem haßten, und über seine Regierung

murr-

murrten, nicht viel auszurichten getraute. Allein auch diese schweizerischen Truppen bewiesen ihm einen Streich, den er mit aller seiner Weisheit nicht vorher sah. Unter der französischen Armee befanden sich ebenfalls viele Schweizer. Da es nun an ein Treffen gehen sollte, weigerten sich die, welche unter Ludewig Morus fechten sollten, ins Treffen zu gehen, weil sie, wie sie vorgaben, das Schwert wider ihre Landsleute nicht ziehen dürften. Man beschuldigt sie übrigens, daß dieses nur ein Vorwand gewesen sei, und daß ihnen das französische Geld diesen edeln Patriotismus eingeflößt habe. Nun blieb also für Ludewig Morus weiter nichts übrig, als die Flucht zu ergreifen, weil er nun allenthalben mit Feinden umgeben war. Er versuchte es, in schweizerischer Kleidung nach Deutschland zu entkommen, allein er war auch hierinn unglüklich. Er wurde entdekt und an den König von Frankreich ausgeliefert. Und auf dessen Befehl muste er, der Mann, der sich für den Weisesten in Europa und für den Ersten nach Gott im Himmel hielt, sein Leben in einem engen Gefängnisse beschliessen.

Ludwig der XII. hatte also seinen Plan auf Mailand, so ungegründet auch seine Ansprüche waren, — welches längst erwiesen ist, — dennoch glüklich ausgeführt. Maximilian konnte dieses, als Lehensherr, unmöglich mit gleichgültigen Augen ansehen. Er schrieb demnach einen Reichstag

nach

nach Augspurg *) aus, auf welchem vorzüglich wegen einer Reichshülfe gegen die Franzosen gehandelt werden sollte. Da aber die Reichsstände nichts bewilligen wollten, ließ sich Maximilian endlich bewegen, dem König von Frankreich die Belehnung über das Herzogthum Mailand zu ertheilen. **) Mit dieser Belehnung waren freilich die meisten deutschen Fürsten nicht zufrieden, und die Politiker der damaligen Zeiten, tadelten diesen Vertrag, der durch eine doppelte Vermählung, nämlich des Erzherzogs Karls, eines Enkels Maximilians mit der französischen Prinzeßin **Klaudia**, einer Tochter des Königs von Frankreich, und des Dauphins mit der Prinzeßin **Eleonora**, ebenfalls einer Enkelin Maximilians, bestätigt werden sollte, als einen gewaltigen Staatsfehler, und behaupteten, daß er als römischer König nicht die Gewalt gehabt habe, einen solchen Vertrag eigenmächtig zu schliessen. Man muß aber hierbei in Erwägung ziehen, daß die Reichsstände, indem sie Maximilianen ihren Beistand gegen Frankreich versagten, selbst gewissermassen Ursache waren, daß er sich so gut als möglich war aus der Sache zu ziehen suchte; und es läßt sich auch mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen, ia es bestätigt es sogar die Folge der Geschichte, daß Maximilian diesen Vertrag blos in der Absicht, Zeit zu weitern Unternehmungen zu gewinnen, geschlossen habe.

Uebri-

*) A. C. 1500. im Febr. **) 1501. 1 Okt.

Uebrigens zeichnete sich dieser Reichstag zu Augspurg durch verschiedne merkwürdige Anstalten aus, die Maximilian der I. im deutschen Reich traf. Dahin gehören besonders die Errichtung des Reichsregiments, der eigentliche Ursprung des Reichshofraths, und die Eintheilung des Reichs in Kreise, welche anfänglich auf sechse bestimmt wurden wozu nachmals noch viere kamen. *) Von allen diesen Veranstaltungen, soll in dem nächsten Abschnitte, der allgemeine Bemerkungen über Deutschlands Verfassung Fortsezungsweise enthält, näher, und so ausführlich als es unser Plan erlaubt, gehandelt werden.

Nach diesem Reichstage, und nach Beilegung eines beschwerlichen und verwüstenden Kriegs, wegen einer Erbfolge in Baiern **) dessen Geschichte aber

*) Die ersten sechse waren: der fränkische, baierische, schwäbische, rheinische, westphälische und sächsische, wozu nachgehends, und zwar im Jahr 1512. der österreichische, burgundische, kur- oder niederrheinische und obersächsische kamen. Die zweite Vertheilung war also nichts weiter, als eine Vermehrung und Verbesserung der erstern, und überhaupt war die ganze Eintheilung willkührlich, und nicht wie einige wähnen, nach den in ältern Zeiten berühmten Hauptvölkerschaften Deutschlands eingerichtet.

**) TRITHEM. chron. Hirsaugiense, ap. FREHER T. III. p. 111. sqq. ZAYNER. liber memorial. rerum bello Bauar. gestar. ap. OEFELIVM in coll. Serrer. Boic. T. II. p. 345. sqq. PAREVS, hist. Palat. L. II. S. VI. p. 95. et L. VI. S. I. p. 203.

aber mehr in den statistischen Theil der Reichsgeschichte einschlägt, als daß eine ausführliche Erzählung desselben hier Plaz finden sollte, richtete unser römischer König sein Absehen auf einen Römerzug. Es war bisher immer allgemein dafür gehalten worden, daß ein deutscher König zu Erlangung der Kaiserlichen Würde, und Behauptung der Hoheit des Reichs in Italien einen Römerzug unternehmen müsse. Maximilian wollte also keine seiner Angelegenheiten verabsäumen. Dabei hatte er die Absicht, seinem Prinzen **Philipp**, die Würde eines römischen Königs zu verschaffen, welches nicht ins Werk gesezt werden konnte, wenn er nicht die kaiserliche Hoheit, nach der damaligen Sitte, förmlich erlangt hatte. Allein der König in Frankreich, dem seine Absichten nicht unbekannt waren, wendete alles an, diesen Zug zu verhindern. Denn die Könige von Frankreich hatten seit der eigentlichen Errichtung ihrer Monarchie immer ein Auge auf das deutsche Reich gehabt, und sich bei allen günstigen Gelegenheiten eifrigst bestrebt, sich, oder einen ihrer Prinzen oder Anverwandten auf den deutschen Thron zu erheben. In dieser Absicht suchte auch diesmal Ludewig der XII. (dem der Römerzug auch schon dieserwegen sehr unwillkommen war, weil seine neuen Eroberungen in Italien bei der Ankunft Maximilians in nicht geringer Gefahr stunden) die Reichsstände zu bewegen, daß sie dem römischen König die gewöhnliche

Begleitung zu seinem Römerzuge verweigern möchten. Allein man entdekte seine Ränke, und Maximilian sah sich bald im Stande den Zug nach Italien anzutreten. Er that dieses, nachdem er die nöthigen Anstalten zur Verwaltung des Reichs in seiner Abwesenheit vorgekehrt hatte: als er aber in Italien einrücken wollte, verweigerten ihm die Venetianer, die mit Frankreich in Verbindung stunden, den Durchzug. Diese Republik befand sich damals auf den höchsten Gipfel ihrer Macht; sie glaubte es also wol wagen zu dürfen, einem deutschen König den Durchmarsch durch ihr Gebiet abzuschlagen. Maximilian konnte auch gegen die Venetianer, die seiner Macht auf das vermessenste trozten, nichts ausrichten, noch seinen Römerzug vollbringen. Doch nahm er zu Trident den Titel eines erwählten römischen Kaisers an, und der Pabst Julius der II. der sich damals selbst für dem König in Frankreich fürchtete, und folglich Ursache genug hatte, die Freundschaft des Kaisers zu suchen, bestätigte ihm diesen Titel, ob er gleich nicht zu Rom gekrönt worden war.

Nunmehr suchte der Kaiser mit Frankreich einen Vergleich zu treffen, wobei er es vornämlich darauf antrug sich an den Venetianern zu rächen, gegen welche er auch zu Cambrai *) ein grosses Bündniß zu Stande brachte, dem nebst dem Könige

*) A. C. 1508. 10 Dec. — Histoire de la ligue faite a *Cambray*, par DU-BOS, à Paris 1709. 8. II. Tomes.

nige in Frankreich auch Spanien und der Pabst beitrat, in der Absicht, der Republik Venedig ihre, wie es hieß, unrechtmäßig an sich gebrachten Besizungen wieder abzunehmen, oder welches die eigentliche Absicht war, dem geflügelten Löwen des heiligen Markus die Flügel ein wenig zu beschneiden, und die Macht des venetianischen Freistaats, der in diesem Zeitpunkte durch seinen Handel, und in Ansehung der Reichthümer, die er sich vermittelst desselben erwarb, sehr empor kam, zu schwächen. Die Venetianer wurden auch von den Franzosen bei Giradada *) mit grossem Verlust aus dem Felde geschlagen, und ihre Republik befand sich in der That damals in grosser Gefahr, so daß in ihrer Rathsversammlung gar in Vorschlag gebracht wurde, man sollte den Siz der Republik nach Kandia — denn diese Insel war damals unter venetianischer Herrschaft — verlegen, oder doch den öffentlichen Schaz dorthin in Sicherheit bringen. Was sie aber nicht mit den Waffen erhalten konnten das bewirkten sie doch endlich durch ihre Klugheit und durch ihr Geld, und auf diese Weise brachten sie es dahin, daß sich sowol Spanien, als auch der Pabst mit ihnen vertrug, obgleich in dem Bunde zu Cambrai ausgemacht worden war, daß sich kein Mitglied desselben auf einen besondern Frieden mit ihnen einlassen sollte.

*) A. C. 1509. 14 Mai.

Der König in Frankreich ward hierauf dergestalt über den Pabst erbittert, daß er mit unserm Kaiser Maximilian ein Bündnis gegen denselben schloß, und beide hatten nichts geringers zur Absicht, als sich des ganzen Kirchenstaats zu bemächtigen, und denselben unter sich zu theilen. Der Pabst schloß ein Gegenbündnis mit den Venetianern, worein er auch die Könige von Spanien und England zog. Diese bemühten sich, den Kaiser von dem mit Frankreich geschlossenen Bündnisse abzubringen, indem sie ihm vorstellten, daß Ludewig der XII. doch mehr sein eignes Interesse, als den Vortheil seiner Bundsgenossen zu Rathe zöge: und diese Vorstellungen wirkten auch so viel, daß Maximilian gegen Erlegung einer Summe von 40000 Dukaten von dem Bunde mit Frankreich abtrat. Nun muste es also der König Ludewig der XII. gegen vier mächtige Feinde zugleich aufnehmen. Der verwegene und kriegerische Pabst Julius der II. der einst sagte, wo die Schlüssel des heiligen Peters nicht hinlänglich wären, da wolle ers mit Sankt Pauls Schwert versuchen, kommandirte seine Völker in Person, und brachte es, ob er gleich anfangs tüchtige Schläge bekam, doch endlich mit Hülfe seiner Alliirten so weit, daß die Franzosen Italien verlassen mußten. Er schmiß hierauf mit dem Bannstral hinter ihnen drein, und erklärte Ludewigen den XII. seines Reichs verlustigt, wodurch er ihm neue Unruhen in Frankreich selbst veranlaßte.

Nach

Nach dem Absterben dieses streitbaren Oberhauptes der Kirche gelangte Leo der X. auf den päbstlichen Stul, von welchem wir bei Veranlassung der Reformationsgeschichte mehr vernehmen werden. Wir merken aber hier seine Erhöhung blos deswegen an, weil wir erwähnen müssen, daß der Kaiser Maximilian selbst auf den sonderbaren Einfall gerieth, die kaiserliche Würde mit der päbstlichen zu vertauschen. Er gab sich auch wirklich, zumal da er vernahm, daß Julius der II. gefährlich krank wäre, alle Mühe, dazu zu gelangen, aber seine Absichten wurden vereitelt. *) Was er übrigens dabei zum Augenmerk gehabt habe, läßt sich nicht zuverläßig bestimmen. So viel ist wenigstens ausgemacht, daß er nicht Willens war, die kaiserliche und päbstliche Würde zu vereinigen.

Von dem neuen Pabst ließ sich der Kaiser bereden, einem grossen Bündniß gegen Frankreich beizutreten, bei welcher Gelegenheit es ihm glükte, Mailand den Franzosen völlig wieder zu entreissen. Ludewig der XII. kam durch dieses Bündniß so sehr ins Gedränge, daß er nicht ohne beträchtlichem Verlust sich nach und nach mit seinen Feinden vertragen muste. Der Tod übereilte ihn, als er sich mit Zurüstungen zu einem neuen Krieg beschäftigte, indem er sonderlich den Verlust des Herzogthums Mailand nicht verschmerzen konnte. Indessen führte

*) E. S. CYPRIAN. diss. de Maximiliano I. pontificatum max. affectante, Jenae 1776. 4.

te sein Nachfolger, **Franz** der I. aus, was er begonnen hatte, und eine mächtige Allianz, welche der Kaiser, der König von Spanien, die schweizerische Eidgenoßschaft, und der Herzog von Mailand, **Maximilian Sforza**, — ein Sohn des Ludewig Morus, den der Kaiser wieder in den Besiz seiner väterlichen Staaten gesezt hatte — zur Vertheidigung des Herzogthums Mailand schlossen, war nicht hinreichend, ihn zurükzuhalten. Er brach in das mailändische ein, schlug die Schweizer, die ihm mit einer schwächern Macht, als die seinige war, entgegen rükten, aber wie Löwen fochten, bei **Marignano** *) nach einem zweitägigen Treffen aus dem Felde, und bemeisterte sich des Herzogthums Mailand in kurzer Zeit. Der Kaiser muste sich endlich mit ihm, so wie seine übrigen Bundsgenossen vergleichen. Wir werden von diesem wirklich grossen König Franz dem I. in der Geschichte Karls des V. mehr Merkwürdiges zu erzählen haben.

Der Kaiser Maximilian starb zu **Wels** in **Oberösterreich** im Jahr 1519. den 12 Januar. Man darf nur die Geschichte seiner Thaten unpartheiisch durchgehn, um einzusehn, daß er keiner Lobrede bedarf. Er war ein würdiger Monarch, und ein ächter deutscher Biedermann zugleich, und sein Name verdient unter den Wohlthätern der Menschheit zu glänzen!

*) A. C. 1515. 13 und 14 Sept.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Truckenbrot, Michael, / Galletti, Johann Georg August, / Bock, Christoph Wilhelm,

Geschichte der Deutschen für die Jugend

Bd.: 3

Nürnberg 1783

Germ.g. 149-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10047671-7
VD18 80117503-001